Zeitschrift: Archiv für schweizerische Geschichte
Band: 14 (1864)

Artikel: Die Schlacht bei Frastenz im Jahr 1499
Autor: Meyer, Wilhelm
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-14529

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

II.

Die Schlacht bei Frastenz
im Jahr 1499.

Die Kriegskunst der alten Schweizer, welche dieselben zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts zu dem gesuchtesten und gefürchtetesten Kriegsvolk Europas erhoben hat, ist leider von keinem ihrer Zeitgenossen in ihren Grundlagen und in ihren einzelnen Hülfsmitteln ausführlich geschildert worden. Wohl geben uns die Chroniken die Geschichte der Kriegesthaten unserer Väter in der ehrenhaften Einfalt und Wahrheitsliebe ihrer Zeit, doch meist nur in flüchtigen Umrissen und vorzugsweise auf dem Ausgang verweilend. Dagegen fehlen uns in ihren Aufzeichnungen häufig die Beschreibung des Kampfplatzes, ebenso Nachrichten über die innere Eintheilung der Heereshaufen, über die Anordnungen für den Unterhalt der Mannschaft und für den Ersatz von Waffen und Rüstungsstücken; es fehlen uns genaue Angaben über die Marschlinien und Lagerplätze und über so vieles andere, was man wissen soll, um jener grossen Siege Ursachen zu kennen. Noch weniger besitzen wir aus jener Zeit etwas, woraus man, wie heutzutage aus den Exerzier- und Dienstreglements, in das Wesen der damaligen Elementartaktik einige Einsicht erhielte. Wer wie der Nürnberger Pirkheimer seine Kriegserlebnisse aufzeichnete, setzte die Kenntniss vieler jener Dinge als ganz alltäglicher bei seinen Lesern voraus, nicht erwägend, dass den Lesern einer späteren Zeit dieselben nicht mehr bekannt sein werden. Von diesem Versäumniss übrigens sind

auch bis auf unsere Zeiten nur wenige der besten kriegsgeschichtlichen Werke frei geblieben.

Eine kriegsgeschichtliche Monographie aus der Zeit der alten Schweizer zu geben, ist daher eine missliche Aufgabe. Man hätte auch Bedenken getragen, den gegenwärtigen Versuch einer Beschreibung der Schlacht von Frastenz einer grössern Leserzahl vorzulegen, wenn nicht die freundliche Aufnahme, welche ihm zur Zeit seiner Abfassung vor zehn Jahren in einem engern Kreise von Freunden der vaterländischen Geschichte zu Theil geworden, zu der Hoffnung berechtigte, es dürfte diese Arbeit den Wünschen Solcher, welchen das Bild einer alten Schweizerschlacht, wenn auch von ungeübter Hand ausgeführt, einige Unterhaltung gewähren würde, in bescheidenem Masse entsprechen. W. M.

Erster Abschnitt.

Des damaligen Kriegsvolkes Wehren und Ordnung.

Die Feuerwaffen waren zur Zeit des Schwabenkrieges noch höchst unvollkommen, jedes Gefecht erhielt seinen Entscheid durch das Handgemenge. Ueber die damaligen Waffen und das Kriegswesen jener Periode im Allgemeinen finden wir einigen Aufschluss in Fronspergers bekanntem Kriegsbuch. Hat er auch ein halbes Jahrhundert später geschrieben, ist es auch nur die Kriegsführung der Landsknechte, welche er schildert, mit gleichsam absichtlichem Stillschweigen über die Schweizer, so trifft, was man in den schweizerischen Berichten vereinzelt über Waffen und Fechtart sich herausholen kann, so mit Fronspergers Darstellung zusammen, dass man wohl mit einiger Sicherheit annehmen darf, die Taktik der Landsknechte seiner Zeit sei schon diejenige der Schweizer und ihrer Gegner zur Zeit des Schwabenkrieges gewesen, und wo schweizerische Quellen auf nichts Gegentheiliges hinleiten, dürfe Fronsperger als Gewährsmann gelten. Es sind daher auch die nachfolgenden Angaben, soweit sie das rein Taktische betreffen, grösstentheils dem Fronsperger'schen Buche enthoben. Die

Beschreibung des Feuergewehres ist ergänzt nach einem, in der österreichisch-militärischen Zeitschrift vom Jahr 1842 enthaltenen Aufsatze eines wie es scheint mit diesem Gegenstande wohl vertrauten Militärs — von Augustin. Beider Angaben glauben wir in den einzelnen Umständen der Schlacht von Frastenz vielfach bestätigt zu finden.

Das gewöhnliche Feuergewehr war der Haken, richtiger halbe Haken, auch Handrohr genannt. Woher der Name Haken kommt, ob vielleicht von dem gebogenen Ansatz zum Anstützen, soll hier nicht erörtert, nur die irrige Angabe widerlegt werden, diese Benennung rühre von einem Haken her, auf welchen das Gewehr aufgelegt worden sei. Das Auflegen war bei dem Haken nicht Regel, und jenen Stock, auf welchen in späterer Zeit die gewichtigere Muskete aufgelegt ward, nannte man nicht Haken, sondern die Gabel oder das Furkett (forchetta).

Der Haken also war ein kurzes, dickes Feuerrohr von Eisen oder auch von Erz, welches 4 Loth Blei schoss; aber schon im Laufe des 15. Jahrhunders verfertigte man halbe Haken zu zweilöthigen Kugeln, und diese letztere Art scheint das im Schwabenkrieg gebrauchte Handrohr zu sein. Es wurde mit der Lunte abgefeuert. Die Waffe war von schwerfälliger Behandlung und unsicherer Wirkung. Von Patronen wusste man nichts, sondern der Schütze trug in einer grossen Pulverflasche sein Schiesspulver mit sich, dann in einem Beutel die Kugeln und wohl auch in diesem die Tuchläppchen zum Vorschlag. Schon aus dieser Rüstung lässt sich abnehmen, dass das Laden langsam von Statten ging. Weit länger aber dauerte das Fertigmachen. Natürlich musste die Lunte brennen, sobald der Feind in der Nähe war. Die brennende Luntenspitze ragte zwischen den Lippen eines Drachen oder Hahns hervor, den man mittelst eines einfachen Abzugs (Züngleins) auf die offene Pfanne niederliess. Hatte die Pfanne einen Deckel, so musste man ihn zuvor abheben. Wollte man also, nachdem geladen war, fertig machen, so musste man zuerst den Hahn auf die leere Pfanne niederlassen und die Luntenspitze so weit im

Hahn vor- oder zurückschieben, dass sie eben die Pfanne berührte. Dann zog man den Hahn zurück und schüttete das Pulver auf. Erhob nun der Schütze das Gewehr zum Anschlag, so konnte der Wind das Pulver von der Pfanne blasen und die Operation des Fertigmachens musste von Neuem beginnen, wenn nicht unterdessen der Feind dem Schützen auf den Leib ging und ihn veranlasste, das Rohr schleunig über die Schulter zu hängen und mit dem Schwerte sich seiner Haut zu wehren. Wirklich musste bei den Eidgenossen jeder Schütze noch mit einem zweihändigen Schlachtschwert bewaffnet sein. Bei schlechter Witterung konnte in offenem Felde das Feuergewehr nach dem Vorgesagten selten gebraucht werden. Ueberhaupt waren diese Handrohre hinter Mauer und Wall ganz brauchbar gegen einen unbeweglichen oder durch ein Hinderniss auf gewisse Entfernung aufgehaltenen Feind. In offener Feldschlacht hingegen konnte, wofern man nicht auch hier verschanzte Stellen inne hatte, von ordentlichem Zielen kaum die Rede sein. Man trachtete daher, durch ganze Salven etwas auszurichten. Die Schützen bildeten die Fecken, Flügel, des Schlachthaufens. Ehe dieser angriff, marschirten die Schützen des einen Flügels vor der Fronte des Schlachthaufens auf. Wie es scheint, war ihnen das Rechts- oder Linksziehen nicht bekannt, sondern der Aufmarsch geschah mittelst einer Doppelschwenkung. „Sie sollen ihren Flügel hinfür an Spitz schwenken und im Schwenken abschiessen.“ Wie sie losgebrannt hatten, eilten sie zum Laden wieder hinter den Haufen; dann rückten die Schützen des andern Flügels vor und hantirten in gleicher Weise. Zuweilen wurde auch im Voraus ein Glied Schützen vor die Fronte gestellt. Die Armbrustschützen, deren es im Schwabenkrieg noch viele gab, scheinen in ähnlicher Weise und mit den Hakenschützen vermischt gefochten zu haben. Den Lärm der Salven erhöhte ein allgemeines Geschrei des ganzen Kriegsheeres, in welches sogar die Trossbuben und die Weibsbilder verpflichtet waren einzustimmen. Darauf erfolgte der Angriff des Schlachthaufens.

Hier ging es nun ernster her; denn mit den Stoss- und Schlagwaffen wurde besser getroffen, als mit dem Feuerrohr.

Die geachteteste Waffe bei den Eidgenossen war die lange Wehre, der Spiess, die beliebteste hingegen bei den jungen Leuten die Halbarte und andere kurze Wehren, unter denen auch das Schafellinli (Javeline) erwähnt wird. Die geschickte Führung des Spiesses, der 16—18 Schuh langen Stosswaffe, welche von dem kurzen oder Schweinsspiess zu unterscheiden ist, erheischte nicht nur Körperstärke, sondern vielfache Uebung und die Kaltblütigkeit eines versuchten Kriegsmannes. Zum Spiess gehörte überdiess eine volle Rüstung, die sich nicht Jeder anzuschaffen vermochte, so dass die, welche Spiesse trugen, auch für die wohlhabendern Kriegsleute gelten konnten. Die Stange war von Eschenholz, und indem hiefür junge Stämme ausgesucht werden mussten mit Beseitigung alles „esten (ästigen) und bösen Holzes", das zu Halbartenstielen oder Schafellinlistangen verwendet wurde, eine kostbare Sache. Darum musste in Zürich Jeder, welcher aus obrigkeitlichen Waldungen Holz erhielt, währschafte Spiesse zu machen, einen aufgehobenen Eid leiblich zu Gott schwören, dass er seine Spiesse nirgendwohin verschenken oder verkaufen werde, weder ausser-, noch innerhalb der Stadt Gebiet, weder Räthen, Burgern, Gemeinden, noch sundern (Privat) Personen, „sonders söllich Spiess minen Herren allein zu Iren Handen kommen lassen," nämlich in die Zeughäuser. Bei den geworbenen Landsknechten der spätern Zeit erhielten die Spiessetragenden doppelten Sold, bei den Schweizern im Schwabenkrieg schwerlich. Ohnehin sollten von Rechtes wegen sieben Achttheile der Mannschaft den Spiess tragen, und wenn diess auch nie erreicht wurde, so zeigt dieses Zahlenverhältniss doch, dass man die Spiesse nicht als eine begünstigte Auswahltruppe angesehen wissen wollte. Die Spiesse hielten an der Spitze, überhaupt in den äussern Gliedern des Schlachthaufens; sie hatten den ersten Angriff auszuführen, den ersten Anfall auszuhalten, die feindliche Ordnung zu brechen und der eigenen als Hauptstütze zu dienen. Da ordentliche Kommandoworte schwerlich schon eingeführt waren,

mussten die Spiessgesellen treu zusammenhalten, sich wohl verstehen und mit festem Blick die Handlung des Feindes ins Auge fassen. Von mehr als drei Gliedern auf einmal wurden die Spiesse nicht niedergelassen; denn schon für diese drei Glieder bedurfte es vieler Uebung, um die vor, neben und hinter ihnen stehenden Gesellen zu unterstützen und zu diesem Behuf die Spiesse, welche man in der Mitte ihrer Stange anfasste, über einander zu schwenken, ohne sich unter einander selbst hinderlich zu sein. Die Aufmerksamkeit musste verdoppelt werden, wenn man es mit Reiterei (deren Lanzen 10 Fuss lang waren) zu thun hatte und die Ecken des Schlachthaufens durch Bildung eines Igels gesichert werden mussten.

Begreiflicher Weise gab nicht nur der ärmere Theil des Volkes, sondern auch die feurige Jugend den Schlagwaffen und der leichten Rüstung den Vorzug, und so zog Mancher, der den Spiess zu führen im Stande war, mit der Halbarte ins Feld. Zuweilen musste die Obrigkeit einschreiten und befehlen, dass Jeder, der einen Spiess tragen könne, denselben tragen soll. Bern, Luzern und Uri verordneten, nebst dem Spiess oder der Halbarte ein Schwert oder ein Mordächsli zu tragen, und die Tagsatzung beschloss, es sollen alle Orte dieses gleichfalls einführen.

Ueberhaupt wurde immer auf ein richtiges Verhältniss der verschiedenen Waffen gehalten. Auch die Bedeutung, welche das Feuergewehr noch gewinnen konnte, wurde durchaus nicht verkannt, daher dasselbe keineswegs vernachlässigt. Die Stadt Bern z. B. verordnete, als beim ersten Ausmarsch wenig Büchsenschützen sich gezeigt hatten, deren Vermehrung und gab jedem einen Schilling tägliche Zulage, was gegenwärtig einer Erhöhung des Soldes um einen halben Franken gleichkommen würde.

Jene Unvollkommenheit der Feuerwaffen, von welcher unten bei Erwähnung des Geschützes noch die Rede sein wird, machte die Anwendung der tiefen Schlachtordnung zur vorherrschenden. Ganz regellos wurde der erste Angriff nur ausnahmsweise ausgeführt, z. B. wenn der Feind in seinem

Lager sich überraschen liess und man durch Bildung einer Ordnung ihm Zeit vergönnt hätte, sich zu sammeln, oder wenn ein Wald oder ein ähnliches Hinderniss eine zerstreute Marsches- oder Fechtart bedingte, in welchem Fall mit möglichster Schnelligkeit das Hinderniss zurückgelegt wurde, um sofort jenseits wieder eine Ordnung zu machen. Auch der Marsch geschah in der Nähe des Feindes in geordneten Reihen, und zwar so, dass daraus mit Leichtigkeit in eine Schlachtordnung übergegangen werden konnte.

Da eine Ordnung, wie die gevierte, jeder Waffenart ihren bestimmten Platz anwies, die Spiesse in die äusseren Reihen, die Schlagwaffen in die Mitte und die Schützen auf die Flügel stellte, so konnte bei einem eidgenössischen Schlachthaufen von 6—8000 Mann mit 80—90 Mann Fronte und ebenso viel Tiefe die Mannschaft der verschiedenen Städte und Länder nicht alle um ihr heimatliches Zeichen versammelt bleiben, sondern es musste ein Theil der Zeichen „unterschlagen" werden, worunter zu verstehen ist, dass die Mannschaften je nach ihrer Bewaffnung zusammengestellt wurden und denjenigen Hauptleuten und Zeichen zu folgen hatten, welche dem betreffenden Haufen, sei es der Vorhut, dem Gewaltshaufen, der Nachhut oder sonst einer bezeichneten Abtheilung oder Waffenart vorgesetzt waren. Darum befahl die Tagsatzung: „Wenn wir mit unsern offenen Zeichen im Feld ligent, dass dann alle Unsere, so unter unser Eidgnossschaft Panner oder Fähnlein ziehent, dass die, von welchen Orten sie syent, unsern Hauptlüten in der Vor- oder Nachhut ihren Geboten und Verboten ghorsam syn söllent" (bei Anshelm). Dieses Unterschlagen der Zeichen, wobei die Fähnlein den Pannern den Vorrang lassen mussten, wie es denn heisst: „schlugen ihre Fähnlein unter, richteten ihr Panner uf" (Anshelm), diese Sönderung taktischer Einheiten aus den militärisch-administrativen hat sich im Angesicht des Feindes wohl bis auf die Marsch- und Lagerordnung erstreckt. Wir würden uns ausdrücken: aus den Kantonskontingenten wurden eidgenössische Bataillone formirt.

Auch kleinere gemischte Abtheilungen, z. B. in Besatzungen, hatten „ein gemein venly, rott mit eim wissen crütz“.

Das Mindeste der Fronte und Tiefe eines Schlachthaufens bei Fronsperger ist 25 Mann; es ist das in gevierter Ordnung stehende Fähnlein von 625 Mann. Damit trifft nun zusammen folgende in Lenzen's Reimchronik enthaltene Beschreibung eines Marsches der Eidgenossen im Schwabenkrieg über das Rafzerfeld, als feindliche Reiterei in der Nähe war:

Indem vernamens die Mär
Wie Graf Albeck von Sulz wer
Nit fern von In mit grossen gwalt.
Do ward geslagen ein Hald,
Mit wisheit das wol betracht,
Ein gefierte Ordnung do gemacht,
Ein glid funffundzwenzig Man.
Zugen in Gottes namen dran
In kalten lufft mit gutem mut
Geschicklich mit vor und nachhut.
Ir Wegen, Buchssen grüst waren
Thetten by Inen inhar fahren;
Strassen, Fussweg liessens bliben,
Theten iren Gang mit Ordnung triben
Mitten übers Feld Froidenvoll.

Ein Glied bezeichnet bei den alten Schweizern immer die Zahl der nebeneinanderstehenden, im Flankenmarsch also auch unsere Rotte. So wird vom Einzug einer Kriegerschaar in eine befreundete Stadt erzählt, es seien 53 Glieder je 3 und 3 Mann gewesen. Aus dieser Aufzeichnung ersehen wir zugleich, dass nicht bloss vor dem Feinde in Ordnung marschirt, sondern auch zum festlichen Aufzug (Parademarsch) geordnete Reihen gebildet wurden.

Wenn nun beim Angriff die Schlachthaufen aufeinander stiessen, „gegen einander truckten,“ so begann gewöhnlich die Ordnung bei demjenigen Theil zu wanken, welchem zuerst etliche Glieder der Spiesse niedergestreckt waren. „Wo under den langen Wehren,“ sagt der kriegserfahrene Fronsperger,

„etlich Glieder zu Grund gehen, werden die Personen, so dahinden stehen, etwas zaghaft.“ Sobald sich nun der eine Theil zum Rückzug wandte, so öffnete sich die Ordnung des Siegers und jubelnd brach das Innere des Haufens, das mit kurzen Wehren bewaffnete junge und arme Volk hervor, und schlug und stach mit Halbarten, Schlachtschwertern, Mordaxten u: s. w. Rückte aber ein zweiter feindlicher Haufe, eine Reserve nach der Sprache unserer Zeit, heran, dann waren es abermals die langen Spiesse, hinter welchen die kurzen Wehren des bisherigen Siegers Schutz suchen mussten. Diese Herstellung mitten im Kampfesgewühl ging natürlich etwas regellos von Statten, und die ursprünglich schön gevierte Ordnung mag in diesem Stadium der Schlacht eher einen unförmlichen Klumpen dargestellt haben. In nicht viel Anderm mag der häufig besprochene Keil der alten Schweizer gesucht werden, wenn er nämlich erst im Laufe der Schlacht gebildet wurde. Sonst lässt sich unter dem Keil wohl auch eine staffelförmige Ordnung mit vorgeschobener Mitte denken, niemals aber ohne dass dessen Spitze eine angemessene Frontlinie darböte.

Ergriff endlich der überwältigte Theil entschieden die Flucht, so stürzte ihm der Sieger abermals in aufgelöstem Schwarm mit Ungestüm nach, und dann stieg des Geschlagenen Verlust an Todten oft ins Unglaubliche, besonders wenn die Flucht bergabwärts oder über ein durchschnittenes Gelände ging, wo nicht allfällig eine noch ungebrochene Reiterschaar die Fliehenden decken konnte. Da war Jeder, den auch eine nur leichte Wunde oder das Gewicht der Rüstung am Laufen hinderte, Jeder, welcher stolperte oder von fliehenden Genossen überrannt wurde, ein Kind des Todes, und es ist nichts Seltenes und urkundlich nachzuweisen, dass in solchen Fällen der Verlust des Besiegten an Todten das Hundertfache des Verlustes des Siegers betrug. Dieses Verhältniss trat besonders ein, wenn unter den Fliehenden eine Brücke brach, oder sie sonst in einen Fluss oder See gesprengt wurden. Ueberhaupt war jene grosse Streiterzahl, welche bei entscheidenden Schlachten unserer Zeit von dem Sieger zu Kriegsgefangenen

angenommen wird, damals bei ähnlicher Sachlage dem Tode verfallen.

Bekanntlich hatten die Eidgenossen, mit unwesentlichen Ausnahmen, keine Reiterei, und suchten desshalb das Gefecht auf ein dieser Waffe ungünstiges Gelände zu versetzen. Die Reiterei ihrer Gegner, alle Reiterei des Abendlandes jener Zeit war übrigens sehr schwerfällig. Von geschlossenen Attaken konnte keine Rede sein; denn der Schlachthaufe der Reisigen vermochte sich nur im Schritt oder höchstens im kurzen Trab zu bewegen, wollte er nicht in Unordnung gerathen. Zum wirklichen Anrennen ritt daher geübte Reiterei in Ein Glied auf und sprengte in solcher Ordnung an; dabei prallten die Beherztesten und Bestberittenen einzelnweise hervor. Gegen ein festgeschlossenes Fussvolk richteten sie aber wenig aus. Das Aufkommen der Handfeuerwaffe bei der Reiterei that ihrer Wirksamkeit viel mehr Abbruch, als dass sie ihr förderlich gewesen wäre. Die berittenen Büchsenschützen, deren unter den deutschen Reisigen schon viele auftraten, beschränkten ihre Thätigkeit allzu oft auf ein zeitraubendes und wirkungsloses Scharmutziren.

Von der damaligen Artillerie mag das Nämliche gelten, was von dem kleinen Feuergewehr gesagt worden ist. In und vor festen Orten leistete das Geschütz gute Dienste; im offenen Felde hingegen oder in solchen Verschanzungen, welche durch blossen Anlauf zu gewinnen waren, blieb dessen Wirkung unbedeutend und jedenfalls ohne Einfluss auf den Entscheid einer Hauptschlacht. Noch ein halbes Jahrhundert später, nachdem das Geschützwesen mittlerweile bedeutende Fortschritte gemacht hatte, lässt der sachkundige Fronsperger einen Büchsenmeister (Kanonier) dem Zeugmeister (Artillerieoffizier) auf die Frage, wie viel Schüss man wohl in einer Stund aus einem Stück verbringen könne, antworten: „Wo einer fertig ist und dazu ein gut Augenmass hat, so kann einer wohl all viertheil Stund ein Schuss thun.“ Bei dem Feldgeschütze, bestehend in gemeinen Schlangen (Achtpfünder), halben Schlangen (Vier- bis Fünfpfünder) und Falkonetten, diese 1½ bis

2 Pfund Eisen oder Blei schiessend, hatte das Stück zur Bedienung nur einen Büchsenmeister ohne Handlanger. Wohl waren ihm je nach der Schwere der Büchse zwei bis sechs „Schneller" zugetheilt; diese hatten aber nur bei der mühsamen Bewegung des mit einem sehr schwerfällig construirten Gefässe (Laffete) versehenen Geschützes mitzuhelfen; von der eigentlichen Bedienung konnte ihnen der Meister bei der grossen Verantwortlichkeit, die auf ihm lastete, nichts anvertrauen. Eigenhändig wischte er vorerst seine Büchse aus, dann nahm er einen Sack und schritt damit zur Pulvertonne, welche Vorsichts halber auf einige Entfernung von der Büchse stand, hob deren Deckel ab, füllte den Sack, deckte die Tonne wieder zu, trug den Sack zur Büchse und nahm erst jetzt jemand zu Hülfe, ihm den Sack zu halten, unter welchen er eine Mulde schob, damit kein Pulver verloren gehe. Dann stiess er die Ladschaufel in den Sack, zog sie sorgfältig heraus, indem er die offene Seite dieser röhrenförmigen Schaufel aufwärts drehte und sie mit der einen Hand deckte, schob die Schaufel in das Geschützrohr, drehte sie um und zog sie behutsam heraus. Hierauf klebte er Wachs über das Zündloch, wenn nicht ein gesetzter Mann zugegen war, welchem er das Verhalten des Zündloches mit dem Daumen wohl anvertrauen konnte; dann ergriff er den Setzer und setzte die Ladung mit zwei oder drei Stössen an. Je nach Umständen nahm er sich aus dem Sack noch eine zweite und dritte oder auch nur eine halbe Schaufel voll Pulver. Diese wurden dann jedesmal nur mit einem sanften Stösslein angesetzt. Sodann nahm der Meister einen Wisch Heu, wand dasselbe hart und fest zu einem Vorschlag übereinander, so dass er gedrang ins Rohr sich drehen liess, ergriff den Setzer abermals und setzte den Vorschlag mit voller Armesstärke „in vier harten Stössen aufs härteste" an. Sorgfältig wischte er nun mit dem Wischkolben die zerstreut im vordern Theil des Rohres verbliebenen Pulverkörner aus, ehe er die Kugel einlaufen liess; auf diese kam nochmals ein Vorschlag von Heu und ein letzter Stoss mit dem Setzer. „Und wenn du ihm also gethan," sagt Fronsperger, „so hast

du recht gethan, so ist's geschehen." Allein war schon das Laden ein redliches Stück Arbeit, so ging es jetzt erst an's Richten, welches bei manchen Stücken wegen der unvollkommenen Laffetirung nicht anders geschehen konnte, als indem man das Rohr sammt dem Gefäss auf- und niederliess. Endlich wurde das Zündloch geräumt, das Zündkraut aufgeschüttet und das Stück abgefeuert. Das war die damalige Artillerie. Zu verwundern ist sich, wie trotz der mühseligen Handthierung so häufig von guten Schüssen Beispiele nachgewiesen sind. Lege man übrigens einem noch so gewandten Artilleristen unserer Zeit, in welcher man frägt, wie viel Schüsse man in der Minute zu thun im Stande sei, die Aufgabe vor, mit so beschaffenem Geschütz und Material ohne Beihülfe alle Viertelstund einen Schuss abzugeben und, wie damals gefordert ward, vom dritten Schusse an gerechnet ordentlich zu treffen, so wird derselbe nach geleisteter Probe der Rüstigkeit, der Ausdauer und dem guten Auge der alten Büchsenmeister seine Achtung schwerlich versagen.

In Beziehung auf diejenigen Leistungen, welche man unter der allgemeinen Bezeichnung Felddienst begreift, stand man damals gegen jetzt insoweit zurück, als diejenige Genauigkeit abging, welche nur bei einem nach neuern Begriffen geschulten Heere stattfinden kann. Den Vorposten- oder Sicherheitsdienst kannte man in seinen Grundzügen ganz wohl; man unterschied z. B. zwischen bleibenden Wachten, wozu auch die Pannerwacht (Fahnenwache) gehörte, und solchen, welche nur am Tage bezogen wurden; allein jener Dienst wurde aus Mangel an Gehorsam häufig vernachlässigt, und mehrmals hat dieser Uebelstand den Eidgenossen einem Feinde gegenüber, welcher viele Reiterei hatte, empfindliche Verluste zugezogen. Hingegen die geschickte Benutzung des Geländes zu zweckmässiger Aufstellung und Bewegung der Heerestheile, die Ausmittlung und Benutzung der feindlichen Blössen, das Verdecken der eigenen, mit Einem Worte, alles dasjenige, wobei es auf ein im Felde selbst eingeübtes Auge, den coup d'oeil militaire, ankommt, verstand man damals wie überhaupt in alten Zeiten

und wo irgend seit Erschaffung der Welt Krieg geführt wurde, mindestens so gut als in unserer Zeit. An Kriegslisten aller Art fehlte es ebenfalls nicht, ja es kamen noch manche Vortheile zur Anwendung, welche jetzt einen Theil ihrer Bedeutung verloren haben, oder welche bei unserer Kriegführung nicht immer erhältlich sind, wie z. B. die Vortheile des Windes und der Sonne. Es wurde keineswegs, wie man aus der schlichten Darstellung folgern könnte, so in den Tag hinein drauf losmarschirt und geschlagen.

Was die höhern strategischen Combinationen, den Operationsplan für einen ganzen Feldzug und dessen Ausführung anbelangt, so kam es damals wie jetzt zunächst darauf an, ob über den Kriegeszweck nur Ein oder ob mehrere Interessen walteten, ob im Felde nur Einer oder ob Mehrere zu gebieten hatten, und ob die Unterordnung der niedern Befehlshaber eine bloss scheinbare oder eine wirkliche war. Die Kenntniss des Landes verschaffte man sich vor dem Ausbruche des Krieges oder vor dem Beginnen des Heerzugs durch Späher, deren Ortssinn für den damaligen Zustand des Kriegswesens unsere Landkarten ausreichend ersetzte. Mit den Grundsätzen der Strategie waren die eidgenössischen Hauptleute ganz vertraut, so auch ihre kriegskundigen Obrigkeiten. Nur die Sprache war keine gelehrte. Die Basis nicht preisgeben, hiess man damals: „nicht in die Weite ziehen.“ Sich nicht in einen Cordon zu zersplittern und vielmehr die Truppen zu konzentriren, begriff man in der Ermahnung, das Volk aus einem Ort zurückzurufen, „um Alle stattlicher beschützen zu können.“ Die Operationspläne gingen von der Tagsatzung aus oder auch von den Hauptleuten unter Zustimmung der Tagsatzung. Diese konstituirte sich auch während des Krieges gleichsam zu einem Kriegsministerium und verfügte nach Belieben über das Kriegsmaterial der selbstherrlichen Orte. „Unsere Eidgenossen von den Ländern sollen von ihren Büchsen diejenigen, welche ihnen wenig oder nichts nützen, nach Zürich fertigen, damit die daselbst zugerüstet und an die Ende geschafft werden, wo man

sie gegen den Feind braucht." Aehnlicher Anordnungen finden sich manche in den Tagsatzungsabscheiden.

Im Punkte der Mannszucht hingegen standen die alten Schweizer gegen den kriegsgeübten Armeen unserer Zeit weit zurück. Auf ihren Zustand mag schon aus dem Inhalt der Kriegsordnungen geschlossen werden. Robert Glutz gedenkt einer solchen, die sich im hiesigen Staatsarchiv befindet, als derjenigen, welche 1499 von der Tagsatzung erlassen worden. Dass diese Angabe richtig sei, getrauen wir uns weder zu bekräftigen, noch zu verneinen. Anshelm und andere Chroniken liefern vereinzelte Reisordnungen der Tagsatzung, welche in verschiedenen Zeitpunkten des Krieges je nach Bedürfniss erlassen wurden. Das von Glutz angerufene Aktenstück findet sich hingegen bei etlichen zusammengehefteten Bogen, von welchen die vordersten die Verzeichnisse einiger Volksaufgebote im Schwabenkriege, ein nachfolgender das Verzeichniss derjenigen Mannschaft begreift, welche im Jahr 1510 dem Pabst zugeschickt wurde. Erst hinter diesen folgt derjenige Bogen, welcher eine Eidesformel enthält, jene von Glutz angerufene angebliche Kriegesordnung. Indessen, wenn man auch annehmen will, diese Ausfertigung des Eides sei für den Kriegeszug von 1510 erlassen worden, so schliesst diess nicht aus, dass dieser Eid auch eilf Jahre zuvor bestanden habe, zumal da jenen Zug einer der Hauptleute des Schwabenkriegs, Caspar Göldlin, befehligte. Er lautet, wie folgt:

Des gantzen Volcks Eyd.

Ihr söllen alle schweren, dem Hoptman vnd andern, so im zugeordnet sind, gehorsam und gewertig zu syn, vff die panner zu wartten vnd nit usserem veld davon zu kommen, vnd die so insonnders zu der Panner geordnet werdent, das die tag vnd nacht daby bliben vnd sich davon nit scheiden, sonnder der getrewlich wartten vnd verhüten söllen, vnd ob es zu einem stryt oder gevächte kommen wurde, mengklich bei der Panner vnd in der Ordnung zu bliben vnd sich davon nit zu trengen lassen bis in den tod, sonnder die vigendt zu schedigen, ein

yeder nach sinem vermögen, och nit zu blundern bis das veld behept vnd die not erobert wirdt, es sye an stürmen oder strytten, dhein Gotzhus, kilchen oder gewichte Stat uffzebrechen oder zu brennen, noch ichtzit das darzu gehört ze verwüsten oder daruss ze nemmen, es were dann, dass die vigent oder Ir gut darin funden wurden, och keinen priester noch frowenbild an irem lib zu schedigen noch ze schmächen es were dann, das einer zu der gegenweer von Inen getrengt wurde, dartzu keinen der fründen an lib noch gut merklich noch gröblich zu schedigen vnd wer vns veilen koff zufuret, die fryg vnd sicher zu lassen vnd inen mit gwalt nichts ze nemmen, och an keinem end zu brennen, bis es von dem Hoptmann erlopt wirdt, was och von hab vnd Gut erobert vnd gewunnen wirdt, das an gmein büt zu legen vnd ze geben, vnd des niemann nütz Im selbs zu behalten vnd welicher och yemans seche, der obgeschribenen stucken dheins brechen oder dawider tun, die oder denselben darumb ze leiden bi dem Eyde, damit sölichs ze Stund mög gestrafft werden, vnd darzu kein blutharst noch fryge Gesellschaft zu machen, noch darinn zu ziechen, sonder zu der panner ze schweren vnd gehorsam ze sin wie obstat vnd harinn der Statt Zürich nutz vnd ere ze fürdern vnd schaden ze wenden, getrüwlich vnd vngefarlich.

Des Hoptmanns Eyd.

Der Hoptmann sol schweren, der Statt Zürich nutz vnd ere zu fürdern vnd schaden ze wenden, das Volk so im bevolhen ist, nach sinem vermögen zu verhüten vnd ze vergomen vnd darin sin bests vnd wegsts ze thun, getrewlich vnd vngefarlich.

Des Pannerherrn vnd vorvenners Eyd.

Der Pannerherr vnd vorvenner söllen schweeren, der Statt Zürich nutz vnd eere ze fürdern vnd schaden ze wenden, der statt paner so inen bevolhen ist, getrewlich zu warten vnd nit davon zu kommen, och die in strytten, stürmen vnd gevachden offenbar vnd ufrecht ze behalten vnd sich dauon nit ze trengen lassen bitz in den tod, alles getrewlich vnd ungevarlich.

Nach dem Schweren soll man offnen vnd gebieten.

Im ersten, das uff sölichem Zug niemans keinen todschlag oder vygentschaft gegen denen so in sölichem Zug mit vns sind, rechen oder äffern soll.

Item das niemans spielen noch karten sol, es werde im dann vom Hoptmann erloupt.

Wenn uns an des ganzen Volks Eid das ächt Soldatische ansprechen darf, wornach das gesammte Kriegsvolk vor Allem dem Hauptmann schwören muss und selbst die Landesobrigkeit nur am Schlusse flüchtig berührt ist, welche umgekehrt in dem Eid der Hauptleute billiger Weise vorangestellt ist, so lassen dagegen die jedem der darin aufgeführten Verbote angehängten Vorbehalte sattsam errathen, wie rauh und grob es selbst in Freundesland mag hergegangen sein. Der Hauptmann musste zufrieden sein, wenn ihm das Volk auf dem Schlachtfelde gehorsam war; viel weiter erstreckte sich seine Gewalt nicht. „Sobald man müssig lit," klagten einmal die Zürcher Hauptleute, „mag ihn (den gemeinen Mann) nieman bemeistern." Besonders in den Zusätzen (Besatzungen) waren die Leute nicht zu halten und drangen nach kurzem Verweilen ungestüm auf Ablösung. Auch fehlte es nicht an Reibungen zwischen den Zusätzern und den Einwohnern. In Eglisau, wohin sich viele Bauersleute mit ihrer Habe geflüchtet hatten, wurden diesen von den Zusätzern „die Hüner erschlachen", und als die Hauptleute solches verboten, erholten sie sich Unwillen. Die Knechte mochten finden, es sei diess keine „merkliche, noch gröbliche" Schädigung der Freunde, wie sie der Eid untersagt. Auf feindlichem Gebiete vollends trieb Jeder, was er wollte, plünderte und brennte „und gaht alles wild zu, anders dann wir achten by unser Eltern Ziten geschehen sye" (Zürcher Hauptleute bei Glutz). Wenn man sich mit Recht die damaligen Schweizer als die besten Soldaten der Welt denkt, so traut man seinen Augen nicht beim Lesen folgender

Stelle aus einem Tagsatzungsabscheid in Zug: „Alsdann Nieman meh sich schicken will, seinem Hauptmann gehorsam zu syn, ist angesehen, man soll die Ungehorsamen nach Verdienen strafen."

Eine mächtige Grundlage der Mannszucht bildet eine geregelte Militärökonomie. Von einer solchen aber wusste man wenig. Zwar der Sold war weit höher und die Verpflegung reichlicher als heutzutage; jeder Knecht stand sich mindestens so gut als jetzt ein Wachtmeister; beides aber, Sold und Verpflegung, erhielten die Knechte von den Zünften, Herrschaften oder Gemeinden, von denen sie ins Feld gestellt worden waren, und daraus entstanden vielerlei Störungen. „Sy klagten och," schreiben die Zürcher Hauptleute, „dass ihr Gemeinden in(en) nit Gelt wellen schicken, namlich fluntern, hirslanden, rieschbach, wangen, da wellen (nämlich Ihr GnHHrn) mit in (ihnen, den Gemeinden) verschaffen, dass innen (den Knechten) ir Söldlin werde." So vermuthet auch v. Rodt, es habe grosse Ungleichheit im Betrag des Soldes je nach dem Vermögen der betreffenden Gemeinden geherrscht. Die Regierungen leisteten Nachhülfe, indem sie den Hauptleuten willkommene Zusendungen machten. „Gnedigen Herren," schreiben die Zürcher Hauptleute aus Werdenberg, „üwer früntliche Zuschickung vns abermals mit Brot bewisen sagen wir grossen dannk vnd lassen üch wissen dass wir 12 Guldin jetz glösst haben vnd wo wir hinfür lösen ab brott, werden wir zu vnser notturft behalten, mit Bitt üwer lieb wolle darob kein unwillen empfahen," und in einer Nachschrift fügen sie hinzu: „Gnedigen Herren, die üweren hand grossen mangel an saltz vnd bätten üch, vns saltz ze schicken." In besondern Fällen scheint die Regierung den ganzen Sold bezahlt zu haben, namentlich für Zusätze, da sich dann die Knechte selbst verpflegen mussten. So zahlte Zürich seinen Zusätzern in Schaffhausen 6 Schilling, was jetzt einem Taggeld von dritthalb bis drei Franken entsprechen würde.

Selten mag für die im Felde stehenden Truppen eine ausreichende Zahl von Zelten vorhanden gewesen sein; ein Theil

der Mannschaft suchte daher sein Obdach in den nächsten Häusern, Andere bauten sich Lagerhütten, „Etlich machten Hütten als man das thut“ (von Rodt nach Schodelers Chronik aus dem Jahr 1513).

Lag man einige Zeit unthätig dem Feinde gegenüber, so liefen viele nach Hause oder nach einem andern Lager, wo sich hoffen liess, dass bald etwas vorfallen würde. Es war daher in den Lagern ein beständiges Gehen und Kommen, „ein Ein- und Ausziehen wie an einer Kilwe“ (Bullinger bei Glutz). Ja schon beim Ausmarsch aus der Heimat blieben „Usgezogene“ (zum Ausmarsch Bezeichnete) zurück, oder es liefen Unberufene als „Böcke“ (Freiwillige bei von Arx) nach, je nachdem es sich um einen Zusatz in ein Schloss oder Städtlein handelte, wo nur Langeweile und Entbehrung in Aussicht stand, oder ein stattlicher Heereszug Schlachten und Beute hoffen liess. Ein Schlosshauptmann beschwert sich über ein paar Zünfte, dass sie ihm die untauglichsten und wüstesten Leute zugeschickt haben. Unter solchen Verhältnissen war es um so nothwendiger, in den Eid das Verbot der Blutharsten oder freien Gesellschaften (Freischaaren) aufzunehmen, zu deren Errichtung die Elemente für ehrgeizige Köpfe in so lockendem Masse vorhanden waren. Die Vollziehung des Verbots wurde durch einen Anhang erschwert, dass man die soll ziehen lassen, „welche ihren Herren nachziehen und unter ihr Panner schwerent.“ Da konnte sich Mancher, der einem Harste nachlief, leicht ausreden, und um Betheurungen war die damalige Volkssprache auch nicht verlegen.

Von diesen Harsten sind zu unterscheiden die Blutfahnen oder verlorenen Haufen, welche man vor dem Feinde bildete, wie man noch jetzt Freiwillige zu besondern Unternehmungen auszieht. Aber auch diese erlaubte Art scheint im Schwabenkriege hie und da zum Deckmantel der verbotenen gedient zu haben. Wenigstens wird geklagt, diese sei in einer Weise betrieben worden, „dessglych von unsern Vordern nie beschechen ist.“ Es liefen selbst, während das Vaterland im Kriege begriffen war, eidgenössische Knechte dem König von Frank-

reich zu. Die Tagsatzung musste beschliessen, dass jedes Ort solches den Seinen verbiete und sie im Betretungsfall am Leibe strafe.

Das Verhältniss der Vorgesetzten zu ihren Untergebenen denken wir uns als ein bürgerlich vertrautes, etwa so wie bei unsern Feuerläufern. Für die Anführer im Allgemeinen bediente man sich der Bezeichnung Hauptlüt. Im Besondern hatte jeder Zuzug einer Stadt oder einer Landschaft seinen Hauptmann und sein Fähnlein. Bei stärkern Haufen findet man auf ein Fähnlein von 4—600 Mann einen Hauptmann, einen Fähndrich, einen Priester, einen Arzt und einen Schreiber. Wo ein paar Tausend Mann mit der Panner ausrücken, steht an der Spitze ein oberster Hauptmann, ein Pannerherr mit dessen Vortrager, welcher Letztere die Fahne wirklich trug, indess der Pannerherr dem obersten Hauptmann in Führung des Volks behülflich war (z. B. Pannerherr Gerold Meyer von Knonau, sein Vortrager Hans Schwyzer, der Schmid), ein Hauptmann für die Schützen, zuweilen auch ein Hauptmann für die Spiesse und noch ein paar Fähnriche, dann zwei oder drei Wachtmeister, welche die Wachtposten auszustellen hatten (die Majoren der spätern Zeit) und ein Wagenmeister. Diese alle bestellte die Obrigkeit. Die Gesellen, wie es scheint, je einer Zunft oder Gemeinde, oder auch etlicher zusammen, erwählten aus ihrer Mitte auf 20—30 Mann einen Rottmeister. Zuweilen ernannte diesen bei dem Ausmarsch die Ortsbehörde. Mit der Panner mussten auch „all Edel unser gepiet“ ausziehen, deren freilich im Zürcherschen nicht viele waren, mit Inbegriff ihrer Knechte vielleicht 30 Köpfe, einer von Landenberg, einer oder zwei von Hunweil, einer von Goldenberg zu Mörsperg und einer von Gachnang zu Goldenberg, einer zum Thor auf Tüffen, Fulach zu Laufen, zwei Blarer u. A. m. Unter den „Edling“ erscheinen auch andere grössere Gutsbesitzer als solche zum Auszug verpflichtet. Die bei „Boss hart von Wagenberg“ beigesetzten Worte: „ist centzins sin soldner“ lassen uns vermuthen, dass Stellvertretung zugegeben

wurde. (Centzins ist im Jahr 1500 unter den wegen des Verrathes von Ludwig Sforza ins Verhör genommenen.)

Wenn diese Edelleute, wie zu vermuthen steht, zu Ross ins Feld rückten, so mögen sie sich wohl etwa die Freude vergönnt haben, zu Pferde zu scharmutziren; in der Schlacht aber sassen sie gleich den meisten Hauptleuten ab und erhielten den von ihnen angesprochenen Ehrenplatz im ersten Glied des Schlachthaufens.

Im Eid ist Derer gedacht, „die insonders zur Panner geordnet sind.“ Diess waren bei den Bernern 4 Mann Pannerwache, welchen noch 100 Mann zur Unterstützung beigegeben waren.

Zum Zuge mit der Panner finden wir auch zwei Frauen geordnet, vielleicht bloss für die Besorgung der Wäsche, vielleicht auch zur Krankenpflege. Dass aber mehrere unberufene Weibsbilder dem Zuge folgten, ist kaum zu bezweifeln.

Spielleute finden wir zwei zu einem Fähnlein, bei grössern Haufen verhältnissmässig eher weniger. Es scheint, dass die Trommel nicht allzuoft gebraucht wurde, sondern dass sich ihre Verwendung auf die Signale beschränkte, sowohl im Lager als auch in der Schlacht. Zum Befehl wurde „umgeschlagen“, zum Angriff „ufgeschlagen“ und zum Ruf unter die Waffen „Lerman geschlagen“. Missbräuchlich wurde die Trommel mitunter auch zur Tanzmusik verwendet, was wegen der daraus erfolgenden Wildheit der Tänze den ernsten Unwillen ehrbarer Leute erregte.

Zum Kennzeichen vor dem Feinde diente bekanntlich das weisse Kreuz auf der Brust. Die Launen der Mode aber versetzten es bei Vielen in Gestalt von Nesteln an die Aermel oder Hosen oder an den Hut. Entfielen diese Nestel oder der Hut im Schlachtgewühl, so lief der Betreffende Gefahr, von den Freunden erschlagen zu werden, wie diess bei Dornach Mehrern begegnete.

Für die Mannschaft wird in der Regel die Bezeichnung Knechte „gemeine Knecht“ gebraucht, versteht sich so wenig mit einem herabsetzenden Nebenbegriff, als diejenige von ge-

meinen Burgern. Unter Soldnern verstand man zunächst Geworbene, namentlich auch Ersatzmänner, welche für Rechnung von Haushaltungen, die den Hausvater nicht entbehren konnten, oder auch für Solche, denen eine Wittwe vorstand, unterhalten wurden. Zuweilen aber findet man das Wort Soldner wie heutzutage Soldat ohne Unterschied für alle unter den Waffen stehende Mannschaft gebraucht (so in Ludwig Feers von Luzern Chronik).

Zweiter Abschnitt.

Der erste oberländische Zug.

Beim Ausbruche der Feindseligkeiten waren die kriegerischen Anordnungen beider Theile auf blosse Abwehre berechnet. Obschon unzweifelhaft in französischem Interesse geführt, blieb der Schwabenkrieg von schweizerischer Seite fortwährend eine Grenzvertheidigung, nicht zwar eine solche, welche ängstlich die Grenzpfähle hütet, wohl aber eine richtig verstandene Beschützung der bedrohten Landestheile. Je nachdem es die Umstände erforderten, wurde der Feind auf vaterländischem Boden erwartet oder demselben auf seinem eigenen Gebiete zuvorgekommen. Erwartete man ihn auf der Grenze, so konnte der angegriffene Posten sich darauf verlassen, dass alle Nichtangegriffenen ihm zu Hülfe eilten. Rückte man über die Grenze hinaus und war der Feind geschlagen, so kehrte man mit Zurücklassung der nöthigsten Grenzwachen nach Hause und liess die entlassene Mannschaft ihrem Berufe leben, bis eine neue Gefahr ein abermaliges Aufgebot nöthig machte. Ein auf Eroberungen ausgehendes Angriffsverfahren scheint in diesem Kriege nie im Willen gesammter eidgenössischer Stände gelegen zu haben. Jene ausgedehnten Züge vom Hegau aus, über deren Endziel man sich hauptsächlich in Folge des Widerspruchs der Berner nicht verständigen konnte, mögen auch von Seite derer, welche nicht wie Bern diesem Kriege abhold waren, sondern mit ganzem Herzen sich daran betheiligten, dennoch ein Weiteres nicht, als eine wirksamere Entfernung

des Feindes von der heimatlichen Grenze, ja vielleicht bloss eine reichere Beute für das Kriegsvolk beabsichtigt haben. Nur die erstmalige Schonung des Wallgäus, verbunden mit der den Landesbewohnern abgeforderten Huldigung, könnte auf Ausdehnungsgelüste schliessen lassen, obschon auch hier die bessere Sicherung der eigenen Grenze ganz wohl als leitender Beweggrund sich denken lässt.

Auch die ersten Anordnungen des schwäbischen Bundes gehen zunächst eher auf Abwehr eines Anfalls der gefürchteten Nachbarn, als auf Ueberziehung ihres Gebietes aus. Erst nachdem der Krieg zur weitern Entwicklung gediehen war, wurden auf Antrieb König Maximilians einige grössere Angriffsoperationen vorgenommen, deren gefährlichste an der Tapferkeit der Eidgenossen bei Dornach scheiterte. Einer massenhaften Anhäufung der königlichen Streitkräfte zum Behuf eines grossartigen Zuges in's Herz der Schweiz, sei es über den Bözberg nach der Reuss, oder über Kaiserstuhl und Eglisau nach der Limmat, stand die Selbständigkeit der Vasallen und Reichsstände im Wege, deren jeder die Beschützung seines eigenen Gebietes bei den Kriegesentwürfen berücksichtigt finden wollte.

Ein angriffsweises Verfahren des Vertheidigers, eine ausfallende Defensive hat besonders da einzutreten, wo die Vertheidigungslinie eine ungünstige ist. So lässt sich das schweizerische Rheinufer zwischen Graubünden und dem Bodensee nicht unmittelbar vertheidigen, sondern man muss entweder das Rheinthal preisgeben und den Feind auf den rückwärtigen Pässen erwarten, oder man muss sich in den Besitz des Vorarlberges setzen. Die Schweizer im Schwabenkriege ergriffen den letztern Ausweg, und die Ausführung dieses Entschlusses zeigen uns die beiden oberländischen Züge und die den zweiten dieser Züge mit glänzendem Erfolge beschliessende Schlacht bei Frastenz.

Die Bergkette, welche vom Luziensteig dem Rhein entlang nordwärts zieht, entfernt sich von diesem Flusse unweit des Dorfes Schan in nordöstlicher Richtung gegen Feldkirch, wo

der Berg von der Ill durchbrochen ist. Demnach bildet die zwischen jenen Bergen und dem Rhein gelegene Thalfläche ein Dreieck, dessen südliche Spitze durch das Dorf Schan, die beiden nördlichen durch Feldkirch und die Mündung der Ill in den Rhein bezeichnet sind. Der Berg hat je nach seinen verschiedenen Kuppen, welche sich beiläufig 3000—3500 Fuss über den Rhein erheben, besondere Namen. Nächst Feldkirch heisst er der Royenberg, gewöhnlicher schlechtweg die Alp, in den Chroniken der Lanzengast. An seiner Ostseite liegt das Saminathal, eine tiefe, enge Schlucht. Diese durchströmt der bei dem Dorfe Frastenz in die Ill ausmündende Saminabach.

Bei Feldkirch zeigt der Royenberg auf der Seite gegen der Ill einen 4—500 Fuss über diesem Flusse liegenden Absatz, und dieser ist es, welchen man in der Gegend selbst den Lanzengast oder Lenzengast, auch Nenzengast, Leutzengast und Letzigast nannte. Gegenwärtig ist dieser Name beinahe verschollen, und es wird jener Absatz des Berges, von welchem die Kuppe des Mönchwalds einen Bestandtheil bildet, gemeinweg die Letze genannt, weil eben hier die Letze (Schanze) stand, welche den Zugang des Wallgaues sperrte. Man muss daher in der Geschichte der Schlacht von Frastenz unterscheiden zwischen der Höhe des Berges Lanzengast, womit der Royenberg gemeint ist, und dem durch die Letze an dessen Fusse gesperrten Passe.

Unter dem Wallgau begriff man das ganze Thal der Ill oberhalb Feldkirch bis an den Adlerberg nebst dessen Seitenthälern. Dasselbe theilte sich in die vier Herrschaften Bludenz sammt dem Thal Montafun, Sonnenberg, Jagdberg und Blumenegg. In Bludenz sass ein erzherzoglicher Vogt. Nach dem Wallgau ging die Strasse von Feldkirch aus nicht längs der Ill; denn aus diesem Flusse steigen an beiden Ufern senkrechte Felsen empor, in welche erst im Jahr 1550 die gegenwärtige Strasse gesprengt worden ist, sondern man musste zum südlichen Stadtthore hinaus durch's Reichenfeld, und von da die Letze ersteigen, von welcher man dann wieder an den Fluss hinab nach Frastenz gelangte. Vor 1355 war diess ein

blosser Saumpfad; dann trat an dessen Stelle ein Fahrweg, dessen Beschaffenheit wir uns indessen schwerlich besser denken können, als diejenige der vor wenigen Jahrzehnten in den Hauptthälern Graubündens befahrenen Wege.

Die Stadt Feldkirch gehörte nicht zum Wallgau; sie hatte ihr besonderes Gemeinwesen, wie auch ihren besondern Vogt. Die Stadt liegt am rechten Ufer der Ill, da wo der Fluss zwischen den schon erwähnten Felsen heraustritt, und sie findet sich gleichsam eingeklemmt an der Ostseite zwischen dem Royenberg oder dessen Fortsetzung nordwärts der Ill, dem Herrenwald, und dann dem Blasen- und Ardetzenberg an der Westseite. Von Norden her ist der Zugang frei durch das zwischen dem Herrenwald und Ardetzen gelegene 600—800 Schritt breite Thal.

In jener Thalfläche nämlich, deren Grenzlinien Schan Feldkirch, die Ill und der Rhein bestimmen, erheben sich noch zwei vereinzelte längliche Berge, deren die Kriegsgeschichte dieser Gegend häufig erwähnt. Beide laufen mit der grossen Bergkette und unter sich parallel. Der eine, dem Rhein näher gelegene, ist der Schellenberg oder Eschnerberg, an dessen südlichem Fusse das Dorf Bendern liegt; nordwärts fällt er bei Nofels an der Ill ab. Der andere ist der Blasen- und Ardetzenberg nächst Feldkirch, welchen die Ill in die Quere bei den Käpfen durchbricht. Auch hier steigen die Felsen senkrecht aus dem Wasser auf.

Diese kleinen Berge sind neben Anderm auch dadurch merkwürdig, dass sie bei verhältnissmässig geringer Höhe, vielleicht 250—300 Fuss über der Thalfläche, stellenweise eine Reihe senkrechter Felswände zeigen, zwischen welchen man nur auf wenigen schmalen, im Gehölze versteckten Pfaden auf den Kamm gelangen kann. Die Franzosen, welchen 1799 diese Berge im Vergleich mit den im Hochgebirge überwundenen Felsmassen als leicht zu gewinnende Maulwurfshügel vorkommen mochten, hatten diesen Irrthum schwer zu büssen; denn am Blasenberg schlug sie ein schlecht bewaffneter Landsturm,

von wenigen Kroaten unterstützt, zum Theil durch blosses Hinabrollen von Steinen und Holzklötzen zurück.

Eine Stunde nordwärts Feldkirch liegt das Dorf Rankweil. Auch dort war von Alters her ein Zugang ins Wallgäu. Der Weg ging durch das Gebirge nach Gövis und Sateins und von da am rechten Ufer der Ill aufwärts. Die Strasse von Feldkirch nach Gövis über den Stein gehört nach der Meinung sachverständiger Landesbewohner einer weit spätern Zeit an. Es waren also im Jahr 1499 nur zwei Eingänge vom Rhein her ins Wallgäu, derjenige bei Feldkirch über die Letze und derjenige bei Rankweil.

Als zu Ende Jänners und Anfang Hornungs 1499 die Feindseligkeiten ihren Anfang nahmen, beschränkten sie sich in dem Gebiete zwischen der Landquart und Ill anfänglich auf einige Neckereien der beidseitigen Vorposten. Das Schloss Guttenberg am Fuss des Luziensteigs hielten 200 königliche Söldner, den Luziensteig und Meyenfeld die Graubündner besetzt. Bei Azmoos hielt ein Haufe der Eidgenossen. Am 7. Februar (Donnerstag nach Lichtmess) wurde von einer schweizerischen Streifpartei ein Haus zu Klein-Mels angezündet, ein Ereigniss, auf welches wir unten zurückkommen werden. Des nämlichen Tages wurde von den Königlichen der Luziensteig und Meyenfeld überrumpelt und besetzt. Den Luziensteig nahmen am 11. Februar die Bündner wieder ein, und gleichzeitig setzten 1000 Eidgenossen bei Trübbach über den Rhein und lagerten im Dorfe von Guttenberg oder Klein-Mels, auch Bschis-Mels genannt. Als dann am 12. eine Stunde rheinabwärts eine aus Zürchern und Andern bestehende 600 Mann starke Vorhut des eidgenössischen Gewalthaufens den Rhein durchwatet hatte (da bekanntlich in dieser Jahreszeit der Wasserstand oft sehr niedrig ist), so erfolgte das Gefecht bei Triesen und die Einnahme des Schlosses Vadutz, bei welch' letzterer die Zuchtlosigkeit des gemeinen Mannes im eidgenössischen Heere im grellsten Lichte sich zeigt, indem, während die Führer um die Uebergabe des Schlosses in Unterhandlung standen, das

Volk in dasselbe eindrang, es ausplünderte und in Brand steckte. Hier vereinigte sich am 13. ein eidgenössischer Heerhaufe von 8000 Mann.

Alle Fähnlein, mit Ausnahme desjenigen von Zürich, wurden unterschlagen. Von wirklichen Pannern befanden sich nur diejenigen von Uri und Glarus beim Heere. Luzern, Schwyz, Unterwalden und Zug hatten gleich Zürich nur das Fähnlein. Da man aber liest, die von Schwyz und Zug seien Tags zuvor „mit ufgerichten Pannern" harzugezogen, und etliche Tage später das Heer also bezeichnet wird „die Eidgenossen im Oberland, nämlich sechs Panner", so halten wir uns zu der Vermuthung berechtigt, Panner bedeute hier nicht die Art des Heerzeichens, sondern das um dasselbe geschaarte Volk, einen Schlachthaufen, Bataillon. Nach welchen Grundsätzen aber bei solcher Eintheilung und Unterordnung eines Theiles der Kontingente verfahren wurde, darüber würden wir uns gerne Aufschluss geben lassen.

Die Bündner wurden zur Einnahme von Meyenfeld entsendet, und nachdem diese erfolgt und damit der Rücken gesichert war, marschirte das Heer nach Bendern am Fusse des Schellenbergs. Von hier aus erliessen die Eidgenossen am 16. Februar eine Aufforderung an „unser guten Fründ die Hauptlüt und Gemeinden in dem ganzen Thal Wallgäu", des Inhalts, es seien bei 400 Wallgäuer in Meyenfeld gefangen worden. Wolle sich nun das Wallgäu an unser Herren und Oberen ergeben, so werde man dasselbe schützen und schirmen; wo aber nicht, so soll alles verbrennt und auch jene vierhundert mit dem Schwert gerichtet werden. Gleichzeitig wurde die königliche Besatzung von Feldkirch „die edlen, strengen vesten wysen Hauptleute und Räthe der K. M. jetzt zu Feldkirch versammelt", von dem an das Wallgäu gestellten Begehren benachrichtigt und sie selbst ebenfalls zur Uebergabe aufgefordert mit der Drohung, „dann wa das nit beschicht, sollen Ir wissen, dann wir wellint üwer Land und Lüt schetzen bis in Grund, so witt unser Lib und Gut gelangen mag."

Beiläufig wird hier bemerkt, dass von jenen Gefangenen die Bündner die Mehrzahl für sich behalten und unter sich vertheilt hatten. Den Eidgenossen verblieben nur 70 Mann, welche nach Sargans geführt und daselbst von eidgenössischen Abgeordneten einvernommen wurden. Es ergab sich dann, dass unter diesen 70 Mann nicht ein einziger Wallgauer sich befand; Alle waren aus Bregenz oder dem Bregenzerwald gebürtig.

In Feldkirch herrschte Zwiespalt zwischen den königlichen Hauptleuten und den Landesvorstehern der Wallgäuer. Letztere zunächst auf die Sicherung ihrer heimatlichen Thäler bedacht, anerboten sich, mit ihrem Volk eine Stellung vor dem Stadtthore im Reichenfeld, durch welches, wie schon bemerkt, der Weg nach dem Passe am Lenzengast ging, zu beziehen, und erbaten sich hiefür die nöthige Unterstützung, namentlich an Geschütz, sowie die Erlaubniss, im Nothfall ihren Rückzug in die Stadt zu nehmen. Diess wurde ihnen abgeschlagen. Hierauf zogen jene nach Rankweil, wo sich 1200 Knechte von Ulm und andern Städten des schwäbischen Bundes befanden; diese zogen aber in der folgenden Nacht gegen Bregenz ab. Dennoch stellten die Wallgäuer nochmals das Anerbieten, sich bei Rankweil oder auf U. L. Frauen-Berg, welcher den dasigen Zugang ins Wallgäu sperrt, zu halten, wofern man ihnen aus Feldkirch einige Fussknechte, Reisige und Geschütz beigeben wolle. Allein es wurde dem Hauptmann der Wallgäuer im Gegentheil befohlen, seine Leute zu entlassen „und dass sich ein jetlicher behelfe wie er mug". Vielleicht schien dieses Verfahren durch die Nothwendigkeit geboten, die Besatzung der Stadt nicht zu schwächen; offenbar aber lag ihm auch ein Misstrauen in die Gesinnung der Bauern zum Grunde.

Feldkirch war eine feste Stadt und hatte eine tüchtige und wohl versehene Besatzung unter den Befehlen des kriegserfahrenen und beliebten Vogts Johann von Königsegg. Die Aufforderung der Eidgenossen blieb also fruchtlos, und einen ernsten Angriff konnten diese wegen Abgang schweren Geschützes nicht unternehmen. Ihr nächstes Ziel war daher die

Unterwerfung des Wallgäus. Sie rückten zu diesem Ende hin am 17. Februar von Bendern, welches den Flammen übergeben wurde, über den Schellenberg und demselben entlang an die Ill. Der Fluss wurde durchwatet; Einigen ging das Wasser bis an die Achsel, Andere hingen sich an die Rosse. Das Ganze wurde bei schlechter Witterung, in unordentlicher Eile vollzogen; Einige holten sich bei dieser Anstrengung erfrorene Glieder, Andere den Tod. „Etlich Gesellen," schreibt Feer, „gingen und wuten neben einandren durch das wasser bis an die uchs, erfrurent gar übel, das sy etlich sturbent und die Rosslüt rittentent uf ir Rossen. Hinter inen gar vil durchhin, und was ein gar wild träschlen durcheinandren und kam ein Ryseten als ob es schnyti, das ein (dass man) nützit gsehen mocht und was fast hert Wetter." Am Abend wurde Rankweil erreicht. Dieses grosse Dorf verdankte seine Rettung dem Umstande, dass es ein auch aus der Schweiz besuchter Wallfahrtsort war. „Do was unsere Frow gnädig vnd tüt daselbs vil Zeichen, auch bracht sant Fridli den toten in demselben Dorf an das Landtgericht," nämlich einen Verstorbenen, dessen Vermächtniss zu Gunsten der Kirche von Andern angefochten wurde und welcher sich dann nach der Volkssage auf Sankt Fridolins Citation in Person vor Gericht darstellte.

Die Wallgäuer hatten ihren Rückzug nach Jagdberg an der obern Ill eingeschlagen, und nun war ihnen durch den Verlust von Rankweil auch jede Hülfe von Bregenz her, um welche sie noch von Jagdberg aus mittelst über's Gebirg gesandter Boten sich bewarben, abgeschnitten. Nur 300 Mann liessen die Hauptleute in Bregenz zu ihrer Unterstützung abrücken; sie kamen bis Dornbirn heraufgerückt, getrauten sich dann aber nicht weiter zu gehen.

In Zellwegers Geschichte von Appenzell, welche uns weitaus die reichste Fundgrube für die Darstellung der oberländischen Züge war, ist gesagt, die Eidgenossen haben, um nach Rankweil zu gelangen, den Weg über die Anhöhe neben dem Lanzengast nach Frastenz genommen, daselbst die Ill durchwatet und seien dann über Gövis nach Rankweil gelangt. In-

sofern diese Marschlinie nicht urkundlich nachgewiesen werden kann, was wir nicht wissen, halten wir sie für unrichtig. Vielleicht entstand der Irrthum des Geschichtschreibers aus einer Verwechslung des Eschnerberges (Schellenbergs) mit dem Royenberg. Es lohnt sich aber der Mühe, diese Sache militärisch zu untersuchen und die Frage zu beantworten: Warum zogen die Schweizer zur Bezwingung des Wallgau's diessmal (im Februar) von Vaduz über den Schellenberg und die Ill nach Rankweil und nicht über die unbesetzte Letze nach Frastenz, da sie doch im April für den nämlichen Zweck nicht auf Rankweil gegangen sind, sondern sich zum Angriff der stark verschanzten und besetzten Letze entschlossen haben?

Hören wir vorerst zu Festsetzung des Geschehenen die Chroniken. Tschudi[1]) schreibt: (Die Eidgenossen) „zugent mit guter Ordnung den Aeschinerberg nieder bis gen Bendern, da sie aber(-mals) ihr Lager schlugent und morndis am Abzug branntent sie das Dorf in Grundboden, wann ihnen vormals da dannen viel ze Leid beschehen was, zugent da dannen bis an die Ill, da sie meinten die Figend ze finden, aber da was Nieman der wehrte; damit sie hindurch und gen Rangwil zugent, da sie aber ihr Läger schlugent und lagent da über Nacht mit guten Ruwen ..... Haruf machtent die Eidgnossen ein Anschlag in das Wallgau zu ziehen".

Anshelm: (Nachdem Bendern verbrannt worden) „zugent sie an die Ill. Und als da niemant war, zugent sie rüwig hinüber nach Rankwyl". Ebenso sagt Stumpf: „zogen sie hindurch gon Rankwyl." Campbell schreibt: „setzten sie über die Ill, welche aus dem Drususthale fliesst nach Rankweil."

Um von Bendern ins Innere des Wallgaus zu ziehen, war allerdings der Weg über Frastenz der nächste, nicht aber um auf Rankweil zu gehen. So lange also der Feind zu Rankweil stand, musste man ihn dort auf der kürzesten Marschlinie aufsuchen, sonst lief man Gefahr, dass während die Eidgenossen

1) Nämlich diejenige Chronik, für deren Verfasser Tschudi früher gehalten wurde, und welche im vierten Bande der Helvetia, Jahr 1828, abgedruckt ist. Diese Bemerkung gilt auch für alle weitern Berufungen auf Tschudi.

ihren Marsch im weiten Bogen herum über Frastenz vollzogen, der Feind auf der Sehne des Bogens eine starke Detaschirung machte, welche durch Feldkirch hervorbrechend im Rücken der Eidgenossen den Pass am Lenzengast beetzte. Liessen sie für diesen Fall eine Abtheilung auf dem Passe zurück, so konnte der Feind mit seiner ganzen Macht über dieselbe herfallen; denn von Rankweil über Feldkirch nach dem Passe brauchte man nur eine Stunde, dagegen von Rankweil über Frastenz ebendahin zwei bis dritthalb Stunden. Weit sicherer erzeigt sich die Marschlinie westlich des Ardetzen, welcher nach unserer Ansicht die Eidgenossen gefolgt sind; der Schellenberg deckt deren Flanke, und dem Feinde wären die Eidgenossen, wenn er nach dieser Seite hin etwas versuchen wollte, in der Besetzung des Berges zuvorgekommen, welcher ihnen eine vortreffliche Vertheidigungsstellung dargeboten hätte.

Eine gleichzeitige Benutzung der beiden angegebenen Wege in zwei Kolonnen ist nicht anzunehmen, indem dieselben durch das Gebirge und eine dem Feinde zu freier Verfügung gebliebene Marschlinie getrennt, sich der Gefahr ausgesetzt hätten, vereinzelt geschlagen zu werden. Wäre übrigens aus besondern Gründen eine solche Trennung des Heeres wirklich ausgeführt worden, wahrlich dann hätten die Chroniken den Umstand, dass man „in zween Hüfen" gezogen, nicht mit Stillschweigen übergangen. Auch das ist zu beachten, dass wenn die Eidgenossen auf Frastenz, welches schon drinnen im Wallgäu ist, zogen, sie daselbst den Rückzug der Wallgäuer nach Jagdberg vernehmen mussten und dann keinen vernünftigen Grund hatten, nach Rankweil hinauszuziehen, um von dort her das Wallgau wieder mit einem Contremarsch zu bedrohen. Die Wallgäuer selbst sagen in ihrer späterhin dem König eingereichten Rechtfertigung, sie seien an zwei Enden bedroht gewesen, fügen aber hinzu, von Rankweil durch die Eidgenossen und vom Prättigäu durch die Bündner. Hätten die Eidgenossen auch den Pass vom Lenzengast inne gehabt, so wäre diess in jener Schrift nicht verschwiegen geblieben.

Für unsere Meinung scheint auch folgende Thatsache zu

sprechen: Am 17. Februar, an dem Tage, da die Eidgenossen ihr Lager bei Rankweil bezogen, erschien einer ihrer Hauptleute, der Freiherr Ulrich von Sax, mit einer Streifpartei vor dem Frauenkloster Valduna. Dieses Kloster liegt in dem Seitenthale, durch welches von Rankweil ein Weg nach Sateins führt. Dass nun von Rankweil aus noch am Tage der Ankunft daselbst zum Schutze des bezogenen Lagers von dem nahezu vornehmsten Hauptmann des Kriegsheeres in jener Richtung rekognoscirt wurde, ist weit wahrscheinlicher, als dass derselbe, wie bei der Annahme eines Marsches der Eidgenossen über Frastenz auf Rankweil gefolgert werden müsste, eine Seitenpatrouille geführt habe. Vielmehr hätte er sich bei der Vorhut des mittlern oder Gewaltshaufens befunden.

Noch müssen wir über diesen Marsch auf eine besondere Lesart aufmerksam machen, die sich in einem andern als dem bereits angeführten Exemplar der Stumpfischen Chronik findet: „zogen sie an die Ill. Da sie aber keinen Widerstand fundend, ruckten sie wieder hindersich gen Ranckwyl an ihr nachtruw.“ Man könnte auf den Gedanken kommen, ein Abschreiber habe aus dem anderwärtigen „hindurch“ aus Versehen ein „hindersich“ gemacht und diesem sei später zu besserm Verständniss das „wieder“ vorgesetzt worden. Will man aber annehmen, dieses „hindersich“ sei die ächte Schreibart, so erklärt sich die Sache also: Als die Eidgenossen die Ill überschritten, entdeckte ihre Vorhut, dass Rankweil geräumt war. Demnach rückten sie an den Frutzbach, als den nächsten Terrainabschnitt, und die Vorhut darüber hinaus gegen Claus und Götzis, um das schwäbische Heer aufzusuchen; denn dieses mussten sie, so lange es in der Nähe stand, zuerst aus dem Feld schlagen, ehe sie ins Wallgau hinein drangen. Da sie nun aber erkundeten, dass des Feindes Hauptmacht noch bei Bregenz stand, so gingen sie allerdings vom Frutzbach hinter sich in's Lager bei Rankweil.

Hier erschien von den Wallgäuern abgeordnet ein Priester. Er ersuchte um ein Geleit für die Landesvorsteher. Diess wurde zugestanden und am 18. Februar wurde unterhandelt.

Dem Gesuch der Wallgäuer um Schonung des Landes stellten die Eidgenossen die Forderung entgegen, ihnen zu huldigen. In der schon berührten Rechtfertigung an den König versichern die Wallgäuer, sie haben, um der Huldigung zu entgehen, den Eidgenossen eine grosse Summe Geldes als Brandschatzung anerboten, von diesen aber zur Antwort bekommen, sie wollen nicht brandschatzen, wohl aber wollen sie „Wallgäu und diess ganze Land haben und unter sich bringen oder all darum sterben". — „Da haben wir," so fährt die Schrift fort, „den Eidgenossen einen Eid gethan, damit wir Leib und Gut, auch Land und Leute möchten behalten. Wie gern wir aber den Eid gethan haben oder wie der in unserm Herzen gewesen oder erwogen ist, weiss Gott wohl." Wenn nun die Schweizerchroniken, Tschudi, Schilling u. A. m. umgekehrt hervorheben, es haben sich die Wallgäuer „unerfordert" an gmeine Eidgnossen ergeben oder sie seien „uf ihr Werbung" angenommen worden, so ist diess eine urkundlich widerlegte Unwahrheit. Die Erforderung war, wie wir gesehen haben, verständlich genug. Durch den Eid verpflichteten sich übrigens die Wallgäuer, der Eidgenossen Nutzen zu fördern und Schaden zu wenden, „als denn sömlichs gewonlich ist," bemerkt Tschudi.

Dieses Ereigniss erregte bei dem schwäbischen Adel grosse Besorgnisse. In einem Kreisschreiben der Hauptleute in Konstanz an die Bundesverwandten vom 20. Februar ist der Botschaft, „dass die Eidgenossen der K. M. Landschaft im Wallgöw an sich gebracht," der bemerkenswerthe Zusatz angehängt, „auch das für und für in Uebung". Nur eine Hauptschlacht, heisst es weiter, „ein stattlicher veldstreit" vermöge dem Feind Abbruch zu thun, sonst stehe zu besorgen, dass die Eidgenossen das Oberland und den Bodensee gewaltiglich überkommen (in ihre Gewalt bekommen) und nicht nur das Schwabenland, sondern viele andere dadurch drucken und die Sachen so weit wachsen werden, als jetzt jemand denken möge. In der That scheint trotz ihrer Rechtfertigung der Verdacht, dass die Wallgäuer gern zu den Schweizern gehalten hätten, sich lange erhalten zu haben, da noch 200 Jahre später Prugger in

seiner Feldkircherchronik aus Anlass der nachmaligen Umkehr des Wallgaus sich vernehmen lässt: „Die Feldkircher und Wallgäuer, sobald sie Maximiliani Anzug vernommen, kehrten den Stiel und erklärten sich nit schweizerisch sondern gut österreichisch zu sein u. s. f.“ Noch waren auch keine hundert Jahre verstrichen, seit diese ganze Landesgegend sich mit den Appenzellern im Kriege wider den Adel verbündet hatte, und selbst die spätere Zeit hat in den Tagen des Bauernkriegs jene Besorgnisse der schwäbischen Hauptleute zum Theil gerechtfertigt.

In der nämlichen Stunde, da obiges Schreiben erlassen ward, kam zu den bisherigen Erfolgen des eidgenössischen, oberländischen Haufens der Sieg bei Fussach. Die Absicht der Eidgenossen war, von Rankweil schon am 19. Februar den Marsch landabwärts fortzusetzen. Vielleicht hat sie der Huldigungsakt aufgehalten; denn erst am 20. brachen sie in zwei Haufen auf. Wir denken uns des einen Marschlinie über Klaus und Götzis, des andern über Koblach und Mäder. Bei Hohenems mussten sie zusammenstossen und schlugen dann wahrscheinlich vereint die Rheinstrasse ein, indem Dornbirn zu weit abseits lag und sie von des Feindes Stellung jetzt wohl schon nähere Kunde hatten.

Hier mag es auch der Ort sein, eine Angabe Zellwegers zu berichtigen, welche, wie uns scheint, wenigstens falsch verstanden werden kann. „Feldkirch,“ schreibt er, „musste belagert werden, und die Belagerung wurde noch fortgesetzt, nachdem die Eidgenossen den 20. Hornung von Rankweil abgezogen waren.“ Zu dieser Angabe verleitete den Verfasser muthmasslich das Schreiben der schwäbischen Hauptleute vom 20. Februar (Urkunde No. 609 des Zellwegerschen Geschichtswerkes), worin es heisst: „Die Eidgenossen haben sich yetzo für Veldkirch geschlagen, etwieviel Grafen, Herren u. s. f. und unsere Bundesverwandten darin belegert, dass Ihnen für (fürohin) kein Liferung zukommen mag.“ So berichtete auch nach Kaisers Geschichte des Fürstenthums Liechtenstein Hans Umgelter am 22. Februar nach Esslingen: „Die Schweizer haben

Feldkirch belagert, viel gute Leute sind darin, die sehr um Rettung anrufen, doch können sie sich eine Zeit lang halten." Allein in der damaligen Sprache dehnt sich der Begriff Belagerung auch auf eine blosse Umlagerung, Blokade, oder wie die Schlussstelle des erstern Schreibens andeutet, gar nur auf eine Berennung, Störung der Zufuhre aus. Zu ihrer Vermuthung waren die schwäbischen Hauptleute berechtigt, da durch die Stellung der Schweizer Feldkirchs Verbindung mit dem königlichen Heere allerdings unterbrochen war. Von uns hingegen darf bei dem diessfälligen Stillschweigen der schweizerischen Chroniken mit Zuversicht angenommen werden, dass nicht nur keine eigentliche Belagerung stattgefunden hatt, sondern nach dem 20. Februar selbst die Zufuhre nur insofern unterbrochen war, als sie etwa durch Streifparteien vom Rhein herüber gestört wurde.

Am gedachten Tage erfochten also die Eidgenossen den glänzenden Sieg bei Fussach oder im Haard. Es würde die Grenzen der gegenwärtigen Abhandlung überschritten haben, wenn wir auch diese merkwürdige Schlacht in ihren Einzelnheiten hätten verfolgen wollen, sonst wäre auch hier unschwer nachzuweisen, dass weniger der Mangel an Tapferkeit als Unbeholfenheit und Unordnung des Feindes Niederlage in ihrem schreckhaften Masse herbeiführten. Kriegerische Ungeduld verleitete ihn, aus der vortheilhaften Stellung hinter der Dornbirner-Aach hervorzubrechen, um die eidgenössische Vorhut, welche bei St. Johann-Höchst die schwäbische geworfen hatte und in ihrer raschen Verfolgung begriffen war, vereinzelt zu schlagen. Allein der Eidgenossen geübtes Auge erkannte bald des Feindes Ueberzahl „und fingen an, gemach laufen", bis auch ihr Gewaltshaufe heran war. Der erste Schuss der feindlichen fünf Geschütze blieb ohne Wirkung. Ehe sie zum zweiten gelangten, waren sie genommen, und als nun die Eidgenossen um ihre Zeichen geschaart auf das feindliche Heer eindrangen, wovon ein Theil vielleicht noch im Uebergehen über den genannten Fluss begriffen war, gerieth dasselbe in Unordnung und wurde gänzlich zersprengt. In unserer Zeit würde

eine solche Niederlage vor einem Engnisse dem Sieger Tausende von Gefangenen in die Hände geliefert haben; damals deckte sie das Feld mit des Besiegten Todten oder überlieferte, was, um dem mordenden Eisen des Siegers zu entgehen, sich überfüllten Kähnen anvertraute oder im Röhricht verbarg, dort den Fluthen des Sees und hier dem tödtenden Frost einer kalten Winternacht. Dass es nicht Alles Memmen waren, mit welchen die Eidgenossen es hier zu thun hatten, sondern rohe Tapferkeit und Todesverachtung auch auf feindlicher Seite zu treffen war, äusserte sich in dem Ingrimm vieler mit dem Tode ringender Schwaben, die bis zum letzten Athemzuge sich abmüheten, den verhassten Sieger durch das bekannte damalige Schmähwort auf die Schweizer in die äusserste Wuth zu versetzen.

Wenn man liest, dass auf feindlicher Seite 5000 Mann umgekommen seien, auf eidgenössischer hingegen nur einer von Uri todt und zween von Schwyz wund worden, wozu Anshelm ein „wunderlich" (wunderbar) ausruft, so ist wohl anzunehmen, das alle diejenigen Wunden, die nicht den Tod oder lebenszeitliches Elend droheten, bei Aufzählung des Verlustes gar nicht in Betrachtung fielen. Die Frastenzerschlacht wird uns übrigens Gelegenheit geben, über diesen Punkt weitere Vermuthungen auszusprechen.

Nach hergebrachter Uebung verweilten die Sieger drei Tage auf dem Schlachtfelde. Auch von dieser Sitte wird unten noch die Rede sein. Für jetzt nur die Andeutung, dass die Tagsatzung sich veranlasst fand, dem oberländischen Heer zu schreiben, man vernehme, dass Etliche ohne Wissen und Willen der Hauptleute die Feldzeichen verlassen und nach Hause gehen. Das soll bei Leib und Gut verboten sein. Ueberhaupt sollen sie Gott vor Augen haben und nach dem Beispiel ihrer Vorfahren Kriegszucht halten.

Die Stadt Bregenz anzugreifen, getrauten sich die Eidgenossen nicht, sondern es setzte sich das Heer nach Dornbirn in Bewegung, um von dort aus den Bregenzerwald zu überziehen. Die Wäldler aber wandten das Ungewitter durch eine

Botschaft ab und blieben gegen Erlegung einer Brandschatzung von dem gefürchteten Besuche verschont. Auffallend bleibt es, dass man die Bregenzerwälder brandschatzte und ihnen dagegen keine förmliche Huldigung zumuthete, „sie wurden ufgenommen und begnadet“ (heisst es in den Chroniken), indess den Wallgäuern das Geld zurückgewiesen und dagegen die Huldigung abgefordert worden war. Wollte man das Wallgau zur Schweiz ziehen, warum nicht auch den Bregenzerwald? Diese Frage dürfte sich kaum anders beantworten lassen, als durch die Vermuthung, es haben im Rathe der Eidgenossen zu Rankweil die Ansichten und Absichten der Führer, im Rathe zu Dornbirn die Bedürfnisse und Begehren des gemeinen Mannes das Mehr erlangt. So erging es auch einige Wochen später mit den Schwarzwäldern. Die Hauptleute der Eidgenossen hätten dieses biedere Volk gern zur Huldigung veranlasst und zu Unterthanen angenommen, der gemeine Mann aber zog vor, den besiegten Feind für den Vortheil des Augenblicks zu brandschatzen.

Dass der Mehrzahl im Volke eine Ausdehnung der Schweizergrenze nicht am Herzen lag, zeigt übrigens der gleich nach erfolgtem Siege allgemein vollzogene Rückzug nach der Heimat. Hätten Ausdehnungsgelüste bei Regierungen und Volk das Uebergewicht gehabt, so würde die Eidgenossen die strenge Jahreszeit schwerlich abgehalten haben, jetzt, nachdem kein Feind mehr an der Grenze das Feld behauptete, einen grossen Zug nach Oberschwaben und dem Schwarzwald auszuführen, wozu neben dem grössten Theile des oberländischen Haufens das 12,000 Mann starke eidgenössische Kriegsheer im Hegau, welches sich in diesen Tagen daselbst mit Plündern und Brennen die Zeit verkürzte, verwendbar gewesen wäre. Allein man begnügte sich, und wohl zum Segen der Nachkommen, den Feind von der Grenze abgehalten zu haben, und vergönnte sich die Erholung am heimatlichen Heerde im festen Vertrauen auf neue Siege, wenn der Feind seine Versuche wiederholen sollte. Der bessere Theil der Nation scheuete den Krieg, sobald er anderes als die Vertheidigung des Vaterlandes bezweckte.

Ein Krieg vollends wider Kaiser und Reich hatte seine sehr bedenklichen Seiten. Wie schon die mächtige Stadt Bern ungern an diesem Kriege Theil nahm, so liess sich auch kaum denken, dass die vielen bedeutenden Reichsstädte in Schwaben in ihrer Treue an Kaiser und Reich nicht festhalten würden, und in diesem Fall hätte ein Eroberungszug der Eidgenossen, je weiter sie nach Deutschland hinausgingen, desto grössere Schwierigkeiten getroffen und wohl auch mit Unglück geendet.

In den letzten Tagen des Februars kehrten also die eidgenössischen Kriegsschaaren zu den heimatlichen Wohnungen zurück. Eine Postenkette blieb zur Bewachung der Grenze aufgestellt. Auf der Linie vom Bodensee bis Meyenfeld finden wir den Posten von St. Margarethen durch die St. Galler, die übrigen Uebergangspunkte im Rheinthal, namentlich zu Blatten nächst Oberried, durch die Appenzeller besetzt. An diese schlossen sich der Freiherr von Sax mit seinen Leuten, dann zu Werdenberg die Glarner und weiter hinauf die Sarganser an. Auch einige Hundert Mann aus den sieben Orten lagen auf dieser Grenzstrecke. Den Luziensteig hüteten die Bündner.

Dritter Abschnitt.

Der zweite oberländische Zug, Heini Wolleb. Die feindliche Letze. Der Eidgenossen Anschlag.

In den nächsten drei Wochen fiel auf der östlichen Rheinlinie nichts von Bedeutung vor. Eines fruchtlosen Versuches auf Guttenberg erwähnt Kaiser in folgender Weise:

„Eine muthige Schaar Eidgenossen drang über den Rhein, mit Aexten bewaffnet; es war am 8. März. Sie rückte an die Thore von Guttenberg bei der äussern Ringmauer, zwischen welcher und der Veste sich viel Vieh befand zur Speisung der Besatzungsmannschaft. Mit grosser Kühnheit drangen die Eidgenossen an die Thore und fingen an, sie mit Aexten aufzuhauen, wurden aber abgetrieben. Einer der Kühnsten, der ausserhalb der Veste durch eine geheime Oeffnung hinauf-

kletterte, wurde entdeckt und hinabgestürzt. Das Loch hiess lange noch das Schweizerloch."

Campells Chronik gedenkt dieses Vorfalls in etwas anderer Weise: Es seien ungefähr 30 Eidgenossen gewesen; die Thore haben sie erbrochen und versucht, das Vieh wegzutreiben; da seien aber 4 Mann in gelegte Fussangeln gerathen und haben dem Feind überlassen werden müssen. — In andern Schweizerchroniken finden wir dieser Sache nicht gedacht.

Von verschiedenen deutschen Herren und Städten wurde der Versuch einer Vermittlung unternommen. Allein weder der schwäbische Bund, noch insbesondere König Maximilian liessen sich dadurch von Fortsetzung ihrer Rüstungen abhalten. Ein neues Kriegsheer sammelte sich zu Landeck im tirolischen Oberinnthale, und seine Hauptleute ermunterten die Wallgäuer, mit der Besatzung von Feldkirch in freundlichem Verkehr zu bleiben, derselben alle Bedürfnisse an Lebensmitteln zu liefern und die Verbindung der Besatzung mit dem königlichen Heere ungestört zu lassen. In diesem Benehmen bestärkte die Wallgäuer die Kunde, dass der König selbst eine ansehnliche Macht aus den Niederlanden heraufführe; sie wollten daher der K. Maj. zeigen, „wie gut Switzer wir gewesen sien oder wie wir ihren Aid gehalten haben." Als vollends jener Heereshaufe, angeblich 5000 Mann stark, sich am Adlerberg aufstellte, liessen sie 500 Knechte zu demselben stossen. Bald darauf unterwarfen sie sich förmlich wieder ihrem rechtmässigen Herrn und schritten sofort zur Verschanzung des Passes am Lenzengast, indess das königliche Heer thalabwärts rückte und hinter Frastenz ein Lager bezog. „Hinter der Letze," sagt eine Chronik, wollten sy liggen und herfürziechen, wenn es ihnen eben (gelegen) wäre, und wann Ihnen die Schwyzer ze stark weltend syn, so wolltend sy dann hinder der Letzi bliben." In diesen einfachen Worten ist der Zweck der Feldbefestigung ganz richtig ausgesprochen.

Die Chroniken bezeichnen dieses Heer als einen „treffenlichen Züg mit Büchsen, Zelten, Spyswägen nach aller Notturft". Inwieweit dieses Lob wenigstens in Beziehung auf die

Tüchtigkeit der Mannschaft einige Beschränkung erleidet, wird sich in der Folge ergeben. Eine starke Abtheilung wurde auf den Schellenberg vorgeschoben; diese bewachte mittelst Patrouillen den Rhein: „Es leit sich," schreibt Tschudi, „ein merklich Volk an dem Aeschinerberg, rittent am Rhin uf und nieder, tribent gar viel Muthwillens."

Am 25. März überschritt dieses Heer wahrscheinlich im Begleite von zugezogenem Landsturm in zwei Haufen den Rhein, der damals so klein war, „das man in waten mocht" (Fehr). Die eine, wie es scheint, schwächere Abtheilung, welche bei Blatten herüberkam, wurde von den Appenzellern zum Rückzug gezwungen; die zweite, angeblich 6000 Mann stark, überraschte von Bendern her die eidgenössischen Vorwachen und das Dorf Gams „sie hatten nützit gewahret und sich selbs verwahrlost" (Fehr). Die dortigen Zusätze wurden bis Werdenberg zurückgeworfen, wobei den Eidgenossen 70 Mann, worunter 30 Glarner, erschlagen wurden; noch am nämlichen Tage aber trat der Feind den Rückmarsch nach seiner Stellung hinter der Letze an. Vergeblich forschen wir nach einem militärischen Zwecke dieses Streifzugs. Einen Theil der eidgenössischen Streitkräfte aus dem Innern der Schweiz nach dieser Seite zu rufen, konnte nur dann von Nutzen sein, wenn gleichzeitig auf andern Grenzpunkten offensive Operationen stattfanden. Dazu waren aber die nöthigen Kriegsvölker noch nicht vereinigt. Es bleibt also lediglich die Vermuthung übrig, man habe dem hier vorhandenen Kriegsvolk einige Gelegenheit zum Beutemachen darbieten und damit dessen guten Willen, sowie denjenigen des von den Schweizern bei ihrem ersten Zuge geschädigten Landvolks gewinnen wollen. Das Anzünden der Häuser und Dörfer, welche der Zug berührte, haben, so schreibt Fehr, Weiber ausgeführt, deren eine grosse Zahl mit dem Feind herübergekommen sei (vielleicht um Rache für das abgebrannte Bendern zu nehmen).

Dass dieser Einbruch in der Charwoche unternommen wurde, empörte die Gemüther der Schweizer, „sie hettent sich dess in dem Zyt an die vigent nit versechen." Inzwischen

liess man sogleich, „wiewol es inen in dem helgen Zyt ganz widrig was,“ den Sturm ergehen, und nach wenigen Tagen stand bei Azmoos, Werdenberg und soweit es die Graubündner betrifft, bei Meyenfeld ein neuer oberländischer Heereshaufe versammelt, dessen Bestand und Stärke von den Chroniken wie folgt, angegeben wird:

Zürich	600	Mann,	ein Fähnlein, Hauptmann Caspar Göldli, Venner Rudolf Steinbrüchel.
Luzern	600	„	ein Fähnlein, Hauptmann Hans Schürf, Fähndrich Hans Vetter. Nach Fehrs Verzeichniss waren es anfänglich nur 500 Mann, denen aber 300 nachfolgten, folglich 800 Mann.
Uri und Ursern	800	„	das Panner, Hauptmann Heini Wolleb.
Schwyz	1000	„	das Panner, nebst dem Fähnlein von Toggenburg, Hauptmann alt Landammann Rudolf Reding und Ulrich von Hospental, wobei auch 122 Mann aus dem Uznacherland unter Ammann Schubiger.
Unterwalden	700	„	das Panner.
Zug	200	„	ein Fähnlein.
Glarus und Gastel	600	„	das Panner.
St. Gallen	400	„	das Panner.
Appenzell	500	„	das Panner.
Wagenthal (die Freiämter)	350	„	(nach Andern 400), ein Fähnlein.
Sangans	250	„	(nach Andern 300), ein Fähnlein.
Grauen Bünd	1000	„	drei Fähnlein.
An einer Summ	7000	Mann.	

So schätzten auch die Hauptleute des schwäbischen Bundes die Stärke der Schweizer auf 7—8000 Mann, ein Beweis, wie jene die Mittel kannten, sich zuverlässige Nachrichten aus Feindes Land zu verschaffen.

Die Zürcher hatten auf dem Wallensee einen heftigen Sturm zu bestehen und riefen Gott und alle Heiligen an, „dass sie nit so schandlich müsstend verderben.“ Die ausgestandene Anstrengung und Durchnässung hielt sie übrigens nicht ab, von Wallenstadt, wo sie zu übernachten gedachten, auf die Kunde eines vor Tag zu gewärtigenden Angriffs den Marsch in der Nacht bis Azmoos oder gar bis Werdenberg fortzusetzen.

Von den musterhaften Vorkehrungen der Eidgenossen in Beziehung auf rasche Unterstützung der bedrohten Grenzpunkte liefert uns dieses Aufgebot einen auffallenden Beweis. Am 25. März geschah, wie schon bemerkt, der feindliche Einfall. Gesetzt, es sei noch am Abend dieses Tages mittelst Glockengeläute oder Feuerzeichen oder mittelst eines wirklichen Staffetendienstes die Kunde nach Zürich gelangt, so erregt es dennoch Erstaunen, dass schon am 27. das Zürchersche Fähnlein bei Rapperschweil vereinigt war. Es liegt uns nur die Zusammensetzung desjenigen Fähnleins vor, welches unter Hauptmann Meister Cunrat von Kuesen und Venner Jacob Stapfer jenen ersten Zug im Februar mitmachte und ursprünglich an die Etsch den Bündnern zur Hülfe bestimmt war. Es bestand aus 400 Mann, wovon 104 von den Zünften gestellt, die übrigen in einem ersten Anschlag nach alter Uebung auf alle Gemeinden der Landschaft zur Stellung verlegt wurden. Allein dieser Entwurf erhielt eine Berichtigung, indem man zweckmässiger Weise den Mannschaftsbeitrag des Freiamts, wie auch aller nordwärts der Stadt gelegenen Landschaftstheile von dem oberländischen Fähnlein abtrennte und der nach Schwaben bestimmten Panner zutheilte, wogegen umgekehrt das Volk vom rechten Seeufer und der Herrschaft Grüningen in vermehrter, zum Theil gedoppelter Zahl jenem Fähnlein zugewiesen wurde. So war es wohl auch für den zweiten oberländischen Zug angeordnet. Am 28. März marschirte dieses Fähnlein von

Rapperschweil nach Wesen, hielt gleichen Abends den gedachten Sturm auf dem See aus und stand am frühen Morgen bei oder jenseits Azmoos im Angesicht des Feindes. Dass das Fähnlein nicht am ersten Tage in seiner vollen Stärke eintraf, ist leicht zu vermuthen, und daher mag auch die Angabe in Fehrs Chronik kommen, welche in Abweichung von den übrigen dasselbe nur mit 300 Mann aufführt.

Länger dauerte es, bis auch die Zuzüge der entferntern eidgenössischen Orte eingetroffen waren. Der Feind blieb indessen ruhig in seinem Lager bei Frastenz, und während einiger Tage äusserte sich die kriegerische Thätigkeit beider Theile in unbedeutenden Scharmützeln, zu welchen besonders die Streifparteien Veranlassung gaben, welche der kühne Freiherr von Sax über den Rhein führte, nicht wie man meinen sollte, um blossen Muthwillen zu verüben, sondern um Nachrichten von des Feindes Stärke und Stellung einzuziehen. Zu diesem Behufe wurden einige Gefangene gemacht in Abweichung von einem Tagsatzungsbeschlusse vom 11. März: „Soll jeder an die heiligen schweren, keiner unser Finden nit gefangen zu nehmen sunder ze todt erschlachen, als unser Altvordern jewelten brucht haben."

Einer längern Unthätigkeit des eidgenössischen Heeres musste ein baldiges Ziel gesteckt werden, sonst lief man Gefahr, das Volk auseinandergehen zu sehen. Es wurde also beschlossen, den Rhein zu überschreiten, wie sich aus folgendem Schreiben der Zürcher Hauptleute an Burgermeister und Rath ihrer Stadt ergibt:

„Uewer Wisheit lassen wir wissen, dass vff hüt wir Eidtgnonn by einander versammelt gewesen vnd vns geeint hand, vff morn mitwuch im Nammen Gots vber Rin ze rucken vnd vnser puntgnonn von pünden mit Iren Büchsenmeister vnd büchsen für das schloss Gutemburg zu ligen befolhen, die ouch des begert hannd vss der ursach das Inen sölich schloss unlidig sig. Zudem sind die von sangans vrbüttig, ire ertzknaben ouch für das schloss ze schicken in meinung das schloss mit graben zu nötten vnd hoffen darby sölich schloss in wenig

tagen zu erobern. Also werden wir mit den zeychnen vnd vnser macht inn dörfern vnder fudutz by einandern bliben. Dann wir warlich bericht sind, wo wir eidgnonn das schloss Guttemberg belegern wurden so wurden die von Feldkilch sölich schloss mit ir macht entschütten; wo nun sölichs bescheche, were vns lieb, dann wir an dem end grossen Vorteil hätten zudem sy von uns nit an (ohne) schaden kommen möchten. Ob aber sölichs nit beschechen, wurden wir vns wyter vnderreden vnd üch vnser anschlag vnd handlung berichten."

Es folgt dann die von uns früher angeführte Danksagung für Brot und Bitte um Salz. Die Worte „mit den Zeichen und unser Macht" verstehen wir also, dass auch diessmal das Zürchersche Fähnlein nicht unterschlagen wurde und daher die Mannschaft unzertrennt blieb. Ob aber „unser Macht" lediglich den nämlichen Gedanken verstärkt oder den eidgenössischen Gewalthaufen bedeutet, möchten wir uns erklären lassen. Der Brief ist datirt Zinstag vmb mitnacht nach Ostern Ao. 1499 und unterzeichnet von Hoptlüt fenner vnd ret von Zürich zu Werdenberg ligende.

Wäre unter Zinstag nach Ostern der Osterdienstag verstanden, so würde dieser auf den 2. April fallen, der Rheinübergang demnach am 3. April vor sich gegangen sein, und wirklich schreibt Tschudi: „Diess beschach am andern Tag Aprellen," mit dem Beifügen, die Schwaben haben die Eidgenossen auf die Ostereier eingeladen. Anshelm hingegen gibt den 11. April Donnerstag nach der Osterwoche an und Sprecher lässt die Bündner am 10. April von Meyenfeld aufbrechen. Letztere Angabe, dass erst in der zweiten Osterwoche der Rheinübergang erfolgte, ist wohl die richtige; denn Tschudi widerspricht sich selbst gedoppelt, erstens indem er sagt, die Zürcher seien 14 Tage zu Werdenberg gelegen, was ebenfalls wenigstens bis zum 10. April geht, und dann wieder als er schreibt, man habe acht Tage vor Guttenberg gelegen, von wo man am 20. April aufbrach, über welch' letzteres Alle einverstanden sind. So muss also Hauptmann Göldlins Schreiber

den Dienstag nach der Osterwoche gemeint haben, welcher mit dem 9. April zusammentrifft.

Das eidgenössische Heer rückte demnach am 10. April bei Schaan und Vadutz ins Lager, um den bei Frastenz verweilenden Feind zu beobachten; die Bündner legten sich vor Guttenberg. Das Schloss steht an dem Fusse des Luziensteigs, nächst dem Dörfchen Klein-Mels, auf einem Felskegel. Das Geschütz der Belagerer bestand aus zwei Feldschlangen und einer halben Karthaune. Die Kugel der letztern war, heisst es, von der Grösse eines Hutes. Denkt man sich hiebei die gerundete Gupfe eines altmodischen Bauernhutes und zieht von dem Umfang ein mässiges, von der Phantasie etwa zugesetztes wieder ab, so wird die 24pfündige Kugel herauskommen, welche auch dem Kaliber der halben Karthaune entspricht. Dieses Stück zersprang nach den ersten Schüssen; die beiden Feldschlangen aber waren von zu kleinem Kaliber, um als Mauerbrecher dienen zu können. Auch spotteten die Belagerten über deren Wirkungslosigkeit, indem sie die getroffenen Stellen der Mauer mit Besen abwischten. Der ebenso tapfere als wachsame Schlosshauptmann hiess Ulrich von Ramschwag.

Auch die Kunst der Erzknaben von Sargans war bald am Ende. Die Versuche, das Schloss zu untergraben, scheiterten an der Härte des Gesteins.

Schon aus Hauptmann Göldli's Aeusserungen lässt sich abnehmen, dass weniger die Hoffnung auf Gewinnung des Schlosses, als die Absicht, das feindliche Heer aus seiner Stellung hervorzulocken, dieser Belagerung gerufen hatte. Das bestätigt besonders Anshelm: „ob dann Entschüttung käme mit denselben ze schlachen, daruf fürnehmlich der Eidgenossen Herz stand dann sie nit Gezüg hattent, Vestinen und Schloss zu stürmen und zu brechen.“ Der Vortheil, dessen Göldli erwähnt, welchen die Stellung von Schaan darbietet, besteht in einer schmalen Fronte, welche zur rechten an das Gebirge, zur linken an einen in der nassen Jahreszeit, wenigstens für Reiterei, nicht gangbaren Sumpf sich stützt. Oberflächliche Beschauer kommen bei dem Anblick einer weiten, mit Wiesen

bedeckten Ebene leicht auf den Gedanken, welch' schöner Reiterangriff hier auszuführen wäre, und es mögen auch schon falsche Urtheile über Kriegsereignisse aus solcher irrthümlicher Auffassung hervorgegangen sein. Man vergisst dann, dass der Bauer, welchen man mit seinem leichten Fuhrwerk dort herumfahren sieht, die festern Stellen kennt, die andern ausweicht, überhaupt nur während weniger Wochen der Sommerszeit jenes Erdreich befahren kann, dass aber eine Reitermasse, wenn sie auf weichen Boden geräth, sich mit Mühe herauswindet, und wenn sie es vollends unter feindlichem Gewehrfeuer thun muss, grosser Einbusse ausgesetzt ist.

Einer Schlacht sahen die Eidgenossen um so trostlicher entgegen, als ihnen bedeutende Verstärkungen zugekommen waren. Diese kamen hauptsächlich aus den anstossenden Grenzlandschaften, vielleicht auf die Kunde des Rheinübergangs und in der Hoffnung nächst bevorstehender Arbeit und Beute, indess von den entfernter Wohnenden Einige scheinen nach Hause gekehrt zu sein. Das auf 600 Mann angeschlagene Zürcher Fähnlein zählte nur 425 Mann; die 800 Luzerner waren auf 600 herabgekommen, auch von den Wagenthalern war ein Drittheil abgegangen. Dagegen zählte Schwyz mit Toggenburg statt der anfänglichen 1000 nunmehr 2061 Mann, die Appenzeller statt 500 jetzt 930, die Bündner anstatt 1000 jetzt 1600, das gesammte Heer anstatt der anfänglichen 7000 nunmehr 9830 Mann, insofern nämlich die späterhin zum Behuf der Vertheilung der Wallgäuer-Brandschatzung gemachten Eingaben in guten Treuen verfasst wurden. Folgendes ist das darüber vorhandene Verzeichniss:

„Hernach stat geschriben wie vil jeder Ort lüten gehept hat zu Frastiz

Zürich	425
Luzern	600
Uri	720
Schwyz on Turtal	1410
Underwald	560
Uebertrag	3715

Uebertrag	3715
Zug	200
Glaruss	622
Gastel	113
Gams	48
Waggental	199
Statt sant gallen	553
Appenzell	930
Gotzhuslüt von Santgallen	300
Ryntal	nütz
Oberland	487
Herr von sax	160
dry pünd us Churwalchen	1600
Werdenberg	196
Rapperschweil	56
Toggenburg	651
Summa summarum aller knecht	9830.“

Aus denjenigen Landschaften und Örten, welche den jetzigen Kanton St. Gallen bilden, im Ganzen 2564 Mann; unter Oberland ist Sargans zu verstehen. Die Rheinthaler hüteten, wie es scheint, ihre Grenze.

Mit Sicherheit ist wenigstens anzunehmen, wie Glutz andeutet, dass das Kriegsheer höchstens die hier angegebene Stärke hatte. Von anderm Feldgeschütz, als den schon erwähnten zwei Schlangen der Bündner, finden wir nichts aufgezeichnet und von Reiterei nur der Reisigen des Freiherrn von Sax erwähnt. Einen obersten Hauptmann dieses Heeres sehen wir nirgends als solchen genannt; alle Anschläge und Anordnungen scheinen demnach auf freiwilligem Einverständnisse von ein paar Dutzend selbstständiger Führer beruht zu haben. Allerdings liess die Einfachheit der damaligen Taktik solches eher zu, als es in unserer Zeit thunlich wäre. Es zeugt aber für einen hohen Grad von Einsicht und Kriegserfahrung sämmtlicher Hauptleute, dass sie sich so gut zu verständigen wussten.

Die Hoffnung der Eidgenossen blieb unerfüllt, der Feind verharrte in seinem Lager, und so wurde nun am 19. April auf die Kunde von dem Siege der Eidgenossen im Schwaderloch der Entschluss gefasst, den Feind in seiner Letze aufzusuchen. Offenbar kam der Anstoss zu diesem kühnen Unternehmen von dem Hauptmann der Urner, Heinrich Wolleb.

Die Wolleb in Uri waren, gleich dem Rudolf Reding von Schwyz, entschiedene Anhänger, vielleicht Miethlinge der Krone Frankreich und gleichsam die Schutzpatrone der Reisläufer. Das Geschlecht der Wolleb stand (nach Leu) in Uri und Ursern seit älterer Zeit in Ansehen, und ein Heinrich Wolleb, möglicher Weise der Held von Frastenz, machte schon den burgundischen Krieg mit. Seit 1492 wird Heini Wollebs mehrmals mit Bestimmtheit gedacht. Im Jahr zuvor soll er nebst seinem Bruder und ihrer Gesellschaft durch Florentiner beraubt worden sein. Nun nahm er sich heraus, den Florentiner Kaufleuten nach seinem Vorgeben mit Erlaubniss des Gubernators Herzog Philipp, auch eines Franzosenfreundes, auf savoyischem Gebiete aufzulauern, ihr Geleit niederzuwerfen und sie zu berauben. Die Bande wurde eingefangen, Einer gehenkt, Andere eingesperrt, und nur auf Verwendung der Städte Bern und Freiburg wurden die Wolleben auf Urfehde losgelassen. Kaum waren sie ledig, so machten sie mit Zustimmung der Regierung von Uri den Anschlag, unter dem Beistand ihres zahlreichen Anhangs in den Ländern einen eigenmächtigen Kriegszug nach der Waadt auszuführen. Bern legte sich abermals ins Mittel, und die Herzogin von Savoyen musste in Folge eines Tagsatzungsbeschlusses vom 1. April 1492 sich gefallen lassen, den Wolleben fünftausend Gulden und allen bei der Sache bemüheten Tagherrn ansehnliche Sitzungsgelder zu bezahlen, die Gefangenen frei zu lassen und den Gehenkten christlich zu bestatten. Inzwischen fuhren die Wolleben fort, in ihrer Befehdung der Florentiner die Strassen unsicher zu machen, so dass „Kaufleute und Andere in der Eidgnossschaft“ nicht mehr sicher wandeln konnten; sie verletzten selbst das österreichische Gebiet und brachten durch die darüber erho-

benen Beschwerden diejenigen Schweizerstände, welche nicht in Frankreichs Interesse den Krieg suchten, in Verlegenheiten. Im Jahr 1494 erscheinen die Wolleben unter denen, welche wider die gemessenen Befehle der schweizerischen Obrigkeiten im französischen Heere nach Neapel zogen, und kaum sind sie mit ihrem Geld zurückgekehrt, so wiegeln sie 1495 der Eidgenossen Knechte haufenweise auf, dem König von Frankreich eigenmächtig, unbekümmert um den Willen der Obrigkeiten, wider Mailand beizustehen. Heini Wolleb namentlich schrieb an gemeine Eidgenossen, wie die Knechte mit Bezahlung und Anderm von den Franzosen gut gehalten seien. Im nämlichen oder dem folgenden Jahre soll Heini Wolleb einen Haufen von 3000 Mann an die spanische Grenze nach Perpignan geführt haben. Bald darauf traf seinen Bruder Peter der Verdacht, am König untreu geworden zu sein und sich mit Mailand eingelassen zu haben. Wirklich versuchen die Brüder 1497 einen Ueberfall des Schlosses Masox, um es für den Herzog von Mailand zu gewinnen. Da aber dieses Unternehmen missglückt, so zieht Heini Wolleb, uneingedenk der geleisteten Zusage, der Florentiner Gut in der Eidgenossenschaft nicht mehr angreifen zu wollen, eine neue Gesellschaft zum Behuf eines solchen Strassenraubes zusammen. Gegen diese wurde nun doch mit Nachdruck eingeschritten, und es scheint, dass Wolleb in Luzern festgenommen wurde; denn er schwur daselbst an die Heiligen, desswegen vor klein und grossen Räthen am Rechten zu erscheinen. Kaum war er ledig, so vermass er sich, „gegen ehrbare Leute“ Drohungen auszustossen, so gegen den Schultheiss Seiler von Luzern, welchem er zuredete, er sei an gemeiner Eidgnossschaft und an seinen Herren von Luzern ein wissentlicher Bösewicht. Alle Schritte der Tagsatzung, von Uri Wollebs Gefangennahme und Stellung vor den Richter zu erlangen, blieben fruchtlos, so mächtig war daselbst sein Anhang. Es beschloss endlich am 24. Jänner 1498 die Tagsatzung: Sobald Wolleb wieder anheimisch wird, so soll man in jedem Ort, wo er betreten wird, ihn anhalten, dem Schultheiss Seiler zu Recht zu stehen. Unter allen diesen

Geschichten hatte Heini Wolleb bis zum Ausbruche des Schwabenkrieges den Ruf eines „frischen und kriegsberichten“ Hauptmanns sich erworben. So bezeichnet ihn Anshelm, der Wollebs Fehler nicht beschönigt. „Was gar anschlegig,“ bezeugt auch Feer. Dass er ein Hauptbeförderer dieses Krieges war, erklärt sich schon aus seinem Verhältnisse zu Frankreich, welche eine Untreue, wie die schon erwähnte, als eine in damaliger Zeit häufig vorkommende, kleine Abwechslung nicht auf die Dauer trüben konnte. Gleich nach dem ersten Ausmarsch an die Grenzen Anfangs Februar hatte das Einschreiten der Friedenspartei einen Waffenstillstand erwirkt, als unmittelbar darauf das Anzünden eines Hauses zu Klein-Mels die Feindseligkeiten wieder zum Ausbruch brachte. Als Urheber dieses Brandes findet man die beiden Wolleben angegeben. Heini Wolleb, welcher zuvor auf Mahnung der Graubündner an Uri jenen mit 600 Mann über die Oberalp zugezogen war, führte sein Volk nicht den nämlichen Weg nach Hause, sondern in das Sarganserland hinaus, von wo die Eidgenossen noch nicht abgezogen waren, und nahm von einigen, wie es heisst, mit ein paar Schüssen begleiteten Schmähworten, welche von den Zusätzern des Schlosses Guttenberg über den Rhein herüber erschallten, Veranlassung, Nachmittags um 3 Uhr mit einigen Mann zu Ross und zu Fuss durch den Strom zu setzen und jenes Feuer einzulegen, worauf er, da inzwischen alles Volk der Umgegend sich in Waffen erhob, unverzüglich über den Fluss zurückkehrte.

So viele Feinde sich aber Heini Wolleb durch seine Verachtung der vaterländischen Gesetze und seine Gewaltthätigkeiten unter den achtbarsten Eidgenossen zugezogen hatte, so wurden dagegen, sobald es zum Kriege kam, diese Vergehen über seinen grossen kriegerischen Eigenschaften vergessen und letztere zum Nutzen des Vaterlandes zu Ehren gezogen. Als nach der Schlacht im Hard, in welcher ein Hans Wolleb erschlagen ward, die Eidgenossen nach Hause gezogen waren und bald darauf die Bündner auf den Grenzen des Engadins und im Münsterthale mit den Feinden zum Schlagen kamen, schrieben die Bündner den Eidgenossen um Hülfe und „um

ein Zusatz ins Wallgöw" (Anshelm). Damals wurde dem Heini Wolleb auf seine Bitte und seiner Landesobern Gefallen vergönnt, mit 20 Knechten zu ihnen zu ziehen. Diess geschah im März. Jetzt im April steht er wieder an der Spitze seiner Urner und Urserer bei'm oberländischen Heereshaufen. „Nun hattend hievor, schreibt Diebold Schilling, Gmein Eidtgenossen Heinri Wolleben erlaubt, an selbem End mit etlichen Knechten ze volgen, doch sondrigs nüt anzefahen. Derselb Heini Wolleb hat so viel Fleiss und Mannheit ankehrt und die Letze besichtiget, dass er immer für sich selber den Eidtgenossen auch das kund thet. Demselben und andern da ward da glauben geben und angehends darzu gethan." Der von den Graubündnern nachgesuchte Zusatz ins Wallgäu wurde also auf eine durch Wolleb mit 20 Knechten ausgeführte Erspähung eingeschränkt, welche insbesondere eine wiederholte Besichtigung der Letze begriff.

In der Nacht aber vor dem Aufbruche zur Schlacht verschaffte man sich noch insbesondere die Gewissheit, dass die Bewachung der Höhe des Royenberges vom Feinde versäumt sei. Darüber berichtet uns die Reimchronik des Schulmeister Lenz, Heini sei bei einer Besichtigung der Letze am Tage vor der Schlacht auf den Feind gestossen, worüber sich ein Scharmützel erhoben, das Niemandem das Leben gekostet habe. Dabei sei aber Einer aus Meiningen (Dorf im Vorarlberg) zum Gefangenen gemacht worden, und durch diesen habe man die genaueste Auskunft über die feindliche Stellung erhalten. In der folgenden Nacht sei dann durch eine Gesellschaft (Compagnie, oder hier: Patrouille) der Berg erstiegen und nirgends eine Wache gefunden worden, so dass diese Gesellen mit Gottes Hülfe glücklich hinauf und wieder herab gelangt seien. Prugger hingegen schreibt und im Vorarlberg hat sich auch im Volke die Sage erhalten, der Wegweiser der Schweizer sei „ein falscher und geldbegieriger Bauer", mit Namen Uli Mariss von Schan ob der Kirche, gewesen, und Prugger fügt hinzu: „Dieser Verräther wird zu ewiger Gedächtnuss zu Frastanz feria tertita rogationum das ist an dem Zinstag in der

Creutzwochen da man vmb das Feld gehet, under währender Procession offentlich verlesen."

Neben Heinrich Wolleb wird unter den Hauptleuten des oberländischen Heerhaufens vorzüglich der Freiherr Ulrich von Sax genannt, dessen grösste Kriegesthaten indessen den spätern mailändischen Zügen angehören. Ebenso ungehorsam den heimischen Gesetzen, als Wolleb, muss er nebenbei in der Sprache unserer Zeit dessen politischer Gegner gewesen sein; denn noch war kein Jahr verstrichen, seit er 3500 Schweizer dem König Maximilian, wir vermuthen, nach Oberburgund zugeführt hatte. Damals fehlte es bei den sich im Angesicht stehenden Schweizerschaaren der deutschen und französischen Heere im mindesten nicht am guten Willen, sich gegenseitig die Hälse zu brechen, indem nur die Bemühungen der heimatlichen Obrigkeiten diesem Unheil zuvor kamen; jetzt aber, nach neun Monaten, sehen wir diese Reisläufer zu Vertheidigung des Vaterlandes in Einem Lager vereinigt. Den Freiherrn von Sax findet man in der Regel bei der Vorhut oder bei Streifparteien. Seine Reisigen, die einzige Spur von Reiterei bei dem oberländischen Haufen der Eidgenossen, sind belobt wegen ihrer Thätigkeit beim Streifen. Der Tummelplatz für diesen kleinen Krieg waren die Umgebungen des Schellenbergs, dessen Besitz zum Behuf der Einsicht in des Gegners Thun und Treiben beiden Theilen von Werth war, sowie es hingegen keinem dienen konnte, diesen Berg bei seiner vereinzelten Lage in die eigentliche Aufstellung hineinzuziehen. Noch am 18. April fiel dort ein Scharmützel vor. „Auch wissen" (möget ihr wissen), schreiben die Luzerner ihrer Obrigkeit, dass „uff Donstag etlich unser Knecht sind gezogen an Escherberg mit ihnen zu scharmützlen, do sind des Finden by 300 an sie gezogen, do haben wir sie mit dem Zeichen errett und haben Ihr auch 5 erstochen und 6 gefangen, die liegen zu Werdenberg und haben die Uebrigen wieder hinter sich in die Letzi gejagt." Vielleicht ist diess das nämliche Gefecht, dessen wir oben nach Lenz erwähnten. In Etterlins Chronik heisst es: „Mit Hilf des Edeln frommen Herrn Ulrich von Sachs, der nit der hinderste was,

fing man an, die Schwäbischen durch gewisse Kundschaft suchen." So sehen wir, wie die Einen die Ehre des Schlachtplans für Wolleb, die Andern für Ulrich von Sax in Anspruch nehmen. Nicht unmöglich ist es, dass in Folge getroffener Verständigung der Freiherr mittelst seines Scharmutzirens des Feindes Aufmerksamkeit nach dem Schellenberg lenkte, indess Wolleb in aller Stille den Royenberg besichtigte.

Der Aufbruch des Heeres war auf die früheste Morgenstunde des 20. April angesetzt. Inzwischen war das Ergebniss des abgehaltenen Kriegsrathes dem Feinde nicht lange verborgen geblieben; denn noch um Mitternacht erging durch das ganze Wallgau der Sturm. Daraus ist zu schliessen, dass der Kriegsrath vor ganzer Gemeinde abgehalten oder doch seine Beschlüsse dem Volke laut verkündet wurden, oder auch dass man sich nicht die Mühe gab, andere, den bevorstehenden Aufbruch verrathende Vorkehrungen, wie das Einziehen der Aussenposten, das Abbrechen der Zelten, das Bepacken der Wagen und Tragthiere auf den geeigneten Zeitpunkt zu verschieben.

In der Nacht also erhob sich durch das Wallgäu alles Landvolk und eilte, das königliche Heer bei Frastenz zu verstärken. Ausdrücklich bemerkt Stumpf: „Deswegen sich auch die Landlüt mit ir Gwer zum Huffen machetent." Nach Pirkheimer bestand dieses Heer aus 400 tüchtigen Reisigen und 6000 Mann Fussvolk. Wenn die Schweizerchroniken dessen Stärke auf 14—16,000 Mann anschlagen, so darf solches nicht befremden. Uebertreibung der feindlichen Streitkräfte ist zu allen Zeiten und allerwärts Sitte gewesen, und jedenfalls ist in dieser Zahl Jeder mitbegriffen, der etwas einer Waffe ähnliches mit sich trug, vielleicht auch die zahlreichen Köpfe des müssigen Trosses.

Im Allgemeinen scheint die Zusammensetzung des königlichen Kriegsheers von solcher Art gewesen zu sein, dass seine Führer alle Ursache hatten, dasselbe nicht aus seiner festen Stellung herauszuführen. Ob und welcher schwäbischen Bundesgenossen Kontingente bei Frastenz gefochten haben, geben

unsere Quellen nicht an. Diejenigen Kontingente, welche dem ursprünglichen Plane gemäss nach der Grenzstrecke zwischen Graubünden und dem Bodensee befehligt waren, die von Ulm, Giengen, Memmingen, Biberach und der meisten oberschwäbischen Reichsstädte, Stifter und Herren, waren in der Schlacht im Haard vernichtet worden und schwerlich wieder hergestellt, sondern vielleicht höchstens in schwachen Ueberresten vertreten. Wenn bei dem Geschütz zwei Stücke von Lindau gefunden werden, so gibt diess keinen Grund, um anzunehmen, dass auch Kriegsvolk von Lindau beim Heere gestanden habe; denn die Beistellung von schwerem Geschütze pflegte auch unabhängig von derjenigen eines Mannschaftskontingentes zu geschehen. Kaum ist zu bezweifeln, dass in der von Pirkheimer gegebenen Zahl von 6000 Mann königlichen Fussvolkes nur der kleinste Theil wirkliche Söldner, Kriegsleute von Beruf, sondern dass das Meiste, auch abgesehen vom wallgäuischen Landsturm, aufgebotenes Landvolk aus dem Tirol und der vordern Landschaft gewesen ist.

Bekanntlich ist in alter und neuer Zeit der leibeigene Bauer zur Landesvertheidigung weder verpflichtet, noch berechtigt. In solchen Ländern hat man die Bewaffnung der Bauern stets als einen letzten Akt verzweifelter Nothwehr betrachtet. Der bewaffnete Bauer wendete seine Waffe nur allzu gern, wo nicht unmittelbar wider den eigenen Herrn, doch zum mindesten gegen dessen bestes bewegliches Besitzthum, das edle Wild. In der Regel war eine Bauernbewaffnung von einer gräulichen Verwüstung der eigenen Besitzungen unzertrennlich. Daher sieht man oft, wie der Adel es vorzieht, sein Schicksal der Laune des ergrimmtesten ebenbürtigen Gegners anheimzustellen, ehe er die eigenen Bauern bewaffnet. Anders verhielt es sich im Tirol und im Wallgäu. Im Tirol war der Bauer ein Landstand und hatte das Recht und die Pflicht, die Waffen zu tragen. Bei der Uebergabe dieses Landes an Oesterreich im Jahr 1363 war ihm dieses Recht bestätigt worden. Das Wallgau wurde 1391 der Leibeigenschaft entlassen, und auch in dieser Landschaft bestand allgemeine Wehrpflicht;

namentlich wurde schon seit alter Zeit das Schützenwesen obrigkeitlich unterstützt. Wie wir aber bereits die Unvollkommenheit der damaligen Feuerwaffen nachgewiesen haben, so müssen wir noch beifügen, dass erst 1498 die gezogenen Röhren aufkamen, aber wegen ihrer Kostspieligkeit vom gemeinen Mann nicht angeschafft werden konnten. Ein von König Maximilian erst im Februar oder März (Mittwoch nach Sonntag Judika in Fasten) 1499 erlassener Befehl, den Büchsenschützen in Feldkirch jährlich fl. 12 rheinisch abzureichen, war bis zum 20. April schwerlich zu fruchtbringender Vollziehung gelangt und erstreckte sich kaum über die Stadtmauer hinaus.

Man unterschied zwischen Büchsenschützen und „gemeinen (gesammten) Armbrustschützen". Letztere bildeten die weitere Gemeinschaft, erstere die engere Genossenschaft. Wenn also in den Schweizerchroniken von 12—1500, bei Fehr sogar von 3000 Schützen der Feinde die Rede ist, welche bald einfach als Schützen, bald als Hakenschützen, dann Büchsenschützen, Handbüchsenschützen bezeichnet sind, so darf man füglich deren eine grosse, wo nicht die mehrere Zahl noch mit der Armbrust bewaffnet sich denken. Dass Armbrust- und Hakenschützen vermischt fochten, lässt uns auch ein Vers des wackern Lenz in einer seiner Schlachtbeschreibungen errathen:

„Büchsen, Armbrost tetten krachen."

Auch Augustin bemerkt, man habe damit angefangen, einige Mann mit Handrohren unter die Fähnlein der Armbrustschützen zu geben. Es ging diess um so eher an, als die sichere Tragweite des Hakens diejenige einer guten Armbrust um so gar Vieles nicht übertreffen mochte.

Als einen beachtenswerthen Bestandtheil des feindlichen Heeres bezeichnen unsere Chroniken den stählernen Haufen mit dem Beifügen, es seien der Mehrtheil Erzknappen aus dem Etschland gewesen. Soll ihre kriegerische Benennung auf eine stattliche Rüstung, ihr Beruf auf handfeste Männer schliessen lassen, so kann dagegen unsere Vorstellung von ihrer Kriegstüchtigkeit nur geschwächt werden, wenn wir auch diese Schaar in dem Schreiben der Luzerner als Büchsen-

schützen bezeichnet finden, sei es nun, dass sie wirklich Feuergewehre führten oder dass dies schon damals die übliche Bezeichnung der tirolischen Landwehr, noch heutzutage Landesschützen genannt, gewesen ist. Noch haben wir nämlich zu bemerken, dass unter Etschland oft das Tirol im Allgemeinen verstanden wird. Die wirklichen Etschländer fochten damals an den Grenzen des Münsterthales und Engadins; diese Erzknappen des stählernen Haufens hingegen dürften vielmehr aus den Bergwerken des Unter-Innthales, von Schwaz, Rattenberg u. s. f. hergekommen sein.

Wenn nach allem diesem in der Gesammtheit des feindlichen Fussvolks die Zahl geworbener königlicher Söldner oder ächter Landsknechte sehr klein sein musste, so war wohl auch deren Vertrauen auf einen sichern Erfolg in offener Feldschlacht im Hinblick auf die ihnen als Kampfesgefährten beigegebenen Landwehren ein sehr geringes. Wie scharf nämlich schon damals zwischen Kriegsvolk von Beruf und blosser Landesbewaffnung unterschieden wurde, wie jenes schon damals sich als die wahre und einzige Stütze des Thrones betrachtete, das spricht sich in folgenden Worten des Liedes der Landsknechte aus:

Lantzknecht tut man brysen
Sy hands mit dem Romschen Rych
. . . . . .
O küng halt sy in Hut
Du magst jetzt nüt geschaffen
On die frommen Lantzknecht gut.

Uebrigens darf man sich nicht vorstellen, dass allenthalben, wo die Schweizerchroniken von Landsknechten erzählen, solch' geworbenes Kriegsvolk darunter zu verstehen sei. Oft werden die Feinde in Bausch und Bogen Landsknechte genannt. Den Namen Landsknecht erklärt Lenz daher, dass diese Knechte um Land gekrieget haben, welches ihr König früher eingebüsst hatte. Sie setzten eine Ehre darein, sich mit den Schweizern zu messen, und duldeten darum auch keinen solchen in ihren Reihen:

Wolten kein Swytzer haben
Bei In (ihnen) dieselben Kriegsknaben.

Das Beste, was von Landsknechten im Schwabenkrieg zur Verwendung kam, war die aus Geldern heraufgezogene Schaar, welche bei Dornach erst nach scharfem Kampfe unsern tapfern Vätern die Ehre des Tages überliess.

Es bleibt uns noch das Geschütz und die Reiterei des königlichen Heeres zu betrachten. Schwerlich befand sich bei demselben mehreres Geschütz, als dasjenige, welches die Eidgenossen in der Schlacht eroberten. Dieses waren drei Stücke, jedes von 3 Zentnern, und 2 Stücke, jedes von 2 Zentnern. Schossen sie Eisen, so lässt dieses Gewicht der Rohre auf Kugeln von höchstens 1½ bis 2 Pfund schliessen; schossen sie aber blosse Steinkugeln und Hagel, so war der Kaliber zwar schwerer, aber die Tragweite um so geringer. Rechnet man hinzu, dass ein solches Stück höchstens all' Viertheilstund einen Schuss abzugeben im Stande war, so konnte diese Artillerie in der Schlacht kein bedeutendes Gewicht in die Schaale legen. Mit den Reisigen endlich war nur da etwas Entscheidendes auszurichten, wo der Boden weder zu bergig, noch zu weich sich erfand; ein solches flaches und festes Erdreich aber ist bei Frastenz gar nicht, und in Feldkirchs weiterer Umgebung nur abwärts gegen Rankweil auf der Brederiser Haide zu treffen. Alles zusammengefasst, darf wohl geurtheilt werden, dass das feindliche Kriegsheer bei Frastenz in Verbindung mit dem Landsturm dem eidgenössischen Heere zwar an der Zahl überlegen war, an Tüchtigkeit und Ausrüstung aber demselben für die Bedürfnisse der damaligen Fechtart um Vieles nachgestanden hat.

Auch in Beziehung auf die Führung war das deutsche Heer nicht so gut bestellt, wie das eidgenössische, wenigstens fehlte bei jenem unter den Hauptleuten das gegenseitige gute Einvernehmen. Die Volksmeinung wollte den Vogt zu Feldkirch, Johann von Königsegg, als den tüchtigsten zum obersten Hauptmann bestellt wissen; allein er musste dem vornehmern Hans von Bodmann, welcher, wie es heisst, 2000 seiner eigenen

Leute beim Heere hatte, den Vortritt lassen. Prugger bemerkt, der von Bodmann sei kein guter Soldat gewesen und man habe den von Königsegg aus gelosia hintangesetzt; allein es kann auch umgekehrt vermuthet werden, dem von Bodmann sei aus gelosia nicht gehorcht worden. Im Allgemeinen waren des Letztern Anordnungen nicht unzweckmässig. Die Stadt Feldkirch zu behaupten, die Verbindung mit der königlichen Kriegsmacht in Schwaben offen zu behalten, musste seine Hauptaufgabe sein. So lange er diese erfüllte, war auch für das Tirol von dieser Seite her wenig zu besorgen. Der Gewaltshaufe lagerte daher hinter Frastenz, um nach Umständen dem über die Letze vordringenden Feind zu widerstehen, oder wenn dieser den frühern Zug auf Rankweil wiederholte, ihm über Gövis daselbst zuvorzukommen, oder auch ihn in den dortigen Engpässen mit einem Theile des Heeres in der Fronte aufzuhalten und mit einem andern Theile über Feldkirch und Altenstadt in den Rücken zu fallen. Die Reiterei lag nach Pirkheimer in Feldkirch, welche Ortsbezeichnung wohl nicht buchstäblich zu nehmen ist, indem wohl auch ein Theil in den zum Gebiete der Herrschaft gehörenden Ortschaften Altenstadt und Gissingen mag gelegen haben, von wo sie ihre Vorwachen am rechten Ufer der Ill vom Ardetzen bis zum Rhein aufstellen und über die Ill hinüber nach dem Schellenberg streifen konnte. Dass aber ein Theil der Reiterei im Städtchen selbst lag, ist schon desshalb zu glauben, weil sie berechtigt war, die besten Quartiere für sich in Anspruch zu nehmen und ihr das Fussvolk in solchem Fall weichen musste.

Jene Letze, welche den Zugang zu dem Lager des königlichen Heeres, sowie nach dem Wallgau sperrte, erstreckte sich von den 3—400 Fuss tiefen, senkrechten Abstürzen des Mönchwalds oder Lenzengasts an der Ill quer über die Einsattlung zwischen dieser Bergkuppe und dem Royenberg. Den Mittelpunkt dieser Verschanzungen bezeichnet man noch heutzutage zur Erinnerung an den Schweizerkrieg mit dem Namen der „alten Schweizerschanze". Es ist hier ein weiter, kesselförmiger Raum mit verschiedenen wallförmigen Erhöhungen

umkränzt, welche aber für die vor 360 Jahren bestandenen Erdwälle schwerlich um ein Zeugniss angesprochen werden können; denn seitdem mag hier noch einige Male Erde aufgerührt und die Gestaltung dieser Aufwürfe vielfach verändert worden sein.

Noch eine weitere Ausdehnung gibt Zellweger der verschanzten Linie. Er denkt sich dieselbe ungefähr derjenigen ähnlich, welche die Oesterreicher 1799 und 1800 inne hatten, indem er den Ardetzen- und Blasenberg miteinschliesst. Diess wäre aber damals überflüssig und wohl auch unthunlich gewesen: überflüssig, weil Feldkirch fest genug war und darum diese äussere Linie keinen Zweck hatte; unthunlich, weil zu wenig Geschütz für die Vertheidigung der ausgedehntern Stellung vorhanden war. Auch waren es die Wallgäuer, welche ihr Land verschanzten; die von uns bezeichnete Linie liegt auf wallgauischem Grund und Boden, die äussere hingegen hätte die Obstgärten und Weinberge der Feldkircher verderbt, wozu diese wirklich keine Ursache hatten, Hand zu bieten. Wir glauben uns demnach an den auf dem Plane der Umgebungen von Feldkirch zu Erzherzog Carls Geschichte des Feldzugs von 1799 mit punktirten Linien angedeuteten Umriss dieser Schanzen halten zu dürfen und machen uns davon im Weitern etwa folgendes Bild:

Es waren zwei verschanzte Linien (diess fiel uns auch an Ort und Stelle sogleich auf). Die vordere Linie lief mit der Landstrasse von Vaduz nach Feldkirch parallel und bestrich sie vollständig, so dass dem Werke von dieser Seite nicht beizukommen war. Auf dem Hügel, welchen diese Fronte krönte, erhebt sich noch eine freistehende Kuppe, auf welcher eine geschlossene innere Schanze (Reduit) angebracht war. Der weite Raum von mässiger Vertiefung, welchen der Boden hinter der vordern Linie einnimmt, wird von einem andern rückwärtigen Hügel vollständig eingesehen und bestrichen. Hier stand ein zweites geschlossenes Werk. Dasselbe war mit der vordern Linie mittelst Verhauen oder Palissadenreihen verbunden. Dadurch erhält das Ganze dieser Letze die Gestalt

eines mächtigen geschlossenen Werks mit Reduits und Abschnitten. Ueber das Profil finden sich keine Andeutungen. In Merkles Geschichte von Vorarlberg ist sogar von Mauerwerk die Rede; allein weder vorhandene Trümmer, noch die Berichte der Chroniken unterstützen diese Angabe. Letztere drücken sich also aus:

Tschudi: „Diss ward alls ein starke wohlgeordnete Letzi, als sie je kein Mann gesach, die was mit grossen Böumen, zwifält, guten Bolwerken und Strichweerenen gemacht."

Stumpf: „Diss war alls ein starke wolgemachte Pasty als sy je kein Mann gesehen hatt mit grossen Böumen zwyfach verlegt und verzimberet, mit guten Schutzlöcheren und Strychweeren."

Anshelm: (Die Wallgäuer haben) „wie geschätzt ein ungwinnliche zwifalte Letze von ruchen Bäumen, zu Frastenz von der Ill an untz an Lanzengasterberg geflochten.

Demnach waren also die langen Courtinen von Pfahlwerk gemacht mit eingeschnittenen Schusslöchern, hingegen die ausspringenden Winkel (Redans), in welche das Geschütz zu stehen kam, von Erde aufgeworfen. Solche nennt Fronsperger „Eckenschanzen mit ihren Streichwehren, um an den Ecken der Länge nach hinauszuschiessen und zu streichen." Dergleichen wurden auch bei Wagenburgen angebracht.

Die Strasse von Feldkirch nach Frastenz, mit welcher auch die von Vaduz kommende erst auf dem Reichenfeld nächst Feldkirch zusammenstiess, fand sich durch die Schanzen doppelt gesperrt und von allen Seiten umfasst. Diese Strasse lief bis über Fellengatter hinaus auf der Höhe fort und senkte sich dann erst nach Frastenz hinab. Um die Letze auch in Flanke und Rücken zu sichern, war am Fusse des Royenbergs, welcher damals höchst wahrscheinlich noch weiter hinab bewaldet war als heutzutage, ein Verhau angelegt, über dessen Ausdehnung und Lage leider nichts zu finden ist. Aber nach dem Verlaufe bei seiner Umgehung und Ersteigung zu schliessen, muss er eine bedeutende Längenausdehnung, nämlich von der Letze bis zum Saminabach, gehabt haben. Seine Tiefe war

wohl nicht allenthalben ausreichend; es ist diess der Fehler der meisten Verhaue, weil man begreiflicher Weise zuerst in der Länge fortzuschreiten sucht. Dagegen ist sein innerer Bau zu rühmen, indem aus den Berichten zu ersehen ist, dass es ein Kreuzverhau war.

Die Voraussetzung, dass die Schweizer versuchen könnten, die ganze Stellung über den Royenberg zu umgehen, war von den feindlichen Hauptleuten nicht unberücksichtigt geblieben, denn sie legten, wie Tschudi schreibt, 300 Büchsenschützen „uf den Berg Lanzengast (also hiess der Berg, daran die Letzi was) die do wehren sölltent, dass die Eidgnossen den Berg nit stigen möchtent, ob sie es understundint; sie verstiessent auch 1500 der freudigsten entweris am Berg, wenn die Eidgnossen vor unter Augen an die Letzi stürmptint, dass sie entweris von oben herab in sie fielent; diess waren nun der mehrtheil Erzknappen die sich selbs das ze thun erbutent".

Ebenso eine anonyme Beschreibung des Schwabenkriegs: (Die Feinde) „leitend der freudigsten wol 1500 uff den Berg, ob die Eidgnossen die Letzi vorzustürmtend, das sy dann hinden an sy zugend vnd hattend auch ob 300 Büchsenschütz by innen, die soltend weeren, das die Eidtgnossen nit den Berg uff zugind".

Noch deutlicher Anshelm: „Verordneten 300 Büchsenschützen uf den Lanzengast, den Berg ze behüten vnd verstiessend in die Mitte des Berges 1500 wohlgerüster Knecht, so d'Eidgnossen ihre Letze unterstündent vor anzufallen, dass sie dann herab bysyts ihnen oder hinten an sie fielent. Diess warent vast Erzknappen die sich harzu mit viel Rühmens selbs erbuttend, hiess der stächlin Huff."

Will man nämlich von Frastenz oder von Feldkirch aus den Royenberg ersteigen, so gelangt man vorerst auf die mehrerwähnten Höhen, auf welchen nebst der Letze verschiedene zerstreute Bergdörfchen, Galmist, Fellengatter, Amerlügen u. a. gelegen sind. Von diesem Gelände aus betrachtet, erhebt sich der Berg in pyramidalischer Gestalt, gleich einer einzigen, mit Wald überdeckten schiefen Fläche. Nur an der obern Kante

ist eine von Holz entblösste Alpe sichtbar; es ist diess die beiläufig 3000 Fuss über die Ill sich erhebende Amerlüger Voralp, gemeiniglich das vordere Aelpli genannt. Ein auch für Pferde gangbarer Pfad führt den steilen Abhang umgehend über Amerlügen hinauf. Vom vordern Aelpli übersieht man das Thal der Ill vom Schellenberg bis weit in's Wallgau hinein und den Lauf des Rheines bis zum Bodensee. Um dann dem Kamm des Berges in seiner Richtung nach Süden zu folgen, ohne die verschiedenen, auf dem Kamme selbst sich erhebenden Kuppen übersteigen zu müssen, schlägt man einen Pfad ein, der am östlichen Abhang längs dem Saminatobel durch einen Wald sanft aufwärts nach der Alp Saroja, auch das hintere Aelpli genannt, und von dieser zu den felsigen Gruppen des Prophezeikopfs führt, welche man die drei Schwestern heisst. Nach dem hintern Aelpli müssen die 300 Schützen bestimmt gewesen sein, nach dem vordern der stählerne Haufe; doch mag anfänglich ein Theil des letztern noch am Abhange gegen Amerlügen Halt gemacht und so „entwäris am Berg" gestanden haben.

Der Eidgenossen Anschlag (Angriffsplan) ging nun dahin, die Letze rechts am Abhang des Berges oberhalb Galmist, Fellengatter und Amerlügen längs dem äussern Saume des Verhaues zu umgehen. Diess war die Aufgabe des Gewalthaufens; sie konnte aber nicht vollzogen werden, so lange der Feind die Höhe des Berges, besonders das vordere Aelpli inne hatte; denn von dort aus konnte er die Eidgenossen schon durch blosses Herabrollen von Baumklötzen am Vorgehen hindern und noch vielmehr durch einen entschlossenen Angriff von oben herab in Flanke und Rücken. Daher rieth Wolleb und anerbot sich, mit 2000 Mann den Berg selbst zu ersteigen. Wenn nun die meisten Chroniken schreiben, dass während Wolleb mit den Seinen über den Berg ziehen sollte hinter die Letze, „so wollt der ander Züg (Heereshaufe) vor an die Letzi ziechen unter Augen," so ist hier nur die anfängliche Marschdirektion des Gewalthaufens und nicht ein wirklicher Frontalangriff zu verstehen. Wie solches aus dem Gang der Schlacht

selbst erhellt, so wird es auch angedeutet durch Anshelms Darstellung des Anschlags:

„Harwieder als d'Eidgnossen dieser Rüstung auch bericht wurdent" (der Entsendung des stählernen Haufens) „gabents dem frischen kriegsberichten Heinrich Wolleben von Uri uf seinen Rath und Begehr 2000 williger wohlmögender Knecht und die Panner von Urselen und Sangans zu, den Berg ze gewinnen, in die Letze ze brechen und ze hinterziehen dass indem der ganz Züg am Berg durch das Holz hinyn gegen der Letze ruckte, der grau Bund uf den Tross die Nachhut hielte und also hinter den Fienden All wieder zusammen sölltint kommen."

Die Letze konnte ebenfalls umgangen werden, wenn die Eidgenossen über den Schellenberg wie im Februar auf Rankweil marschirten. Allein damals stand der Feind eben bei Rankweil und nicht bei Frastenz. Wären die Eidgenossen auch diessmal auf Rankweil gezogen, so würde der Feind, sobald sie bei Novels die Ill überschritten hätten, einen starken Haufen auf Guttenberg entsendet haben, um von da aus die Herrschaft Meyenfeld und andere Schweizerlandschaften zu verwüsten. Diess hätte dann die Bündner, Sarganser u. A. m. veranlasst, vom eidgenössischen Heere sich abzutrennen und nach der bedrohten Heimat zu eilen. Der Ueberrest des Heeres aber wäre nicht stark genug geblieben, um von Rankweil aus ins Wallgau einzudringen. Mit andern Worten, die kriegserfahrenen Hauptleute der Eidgenossen wussten ganz wohl, dass eine Flankenbewegung unter den Augen eines in guter Stellung haltenden Feindes in der Regel Schaden bringt.

Eher noch konnten sie auf den Gedanken fallen, den Royenberg in seiner südlichen Verlängerung bei Triesen, wo der Uebergang ins Saminathal weit bequemer ist als bei Schan, zu übersteigen; dann aber wäre die Umgehungskolonne von dem Gewaltshaufen getrennt gewesen, wie es vier Wochen später auf der Malserheide geschah und beinahe zum Verlust der Schlacht geführt hätte. Eine Zersplitterung endlich des Heeres in kleine Kolonnen, wovon die eine bei Triesen, die

zweite bei Schan, die dritte bei Nendeln, eine vierte endlich durch irgend eine andere Schlucht hinauf den Berg gewonnen hätte, um dann Alle im Saminathal zusammenzutreffen, hätte schon der gesunde Sinn des gemeinen Mannes jener Zeit nicht zugelassen. Einer spätern Zeit blieb es vorbehalten, die Kriegskunst in Künsteleien zu suchen, welche eine Zeit lang die Menge zu blenden vermögen, aber plötzlich zum eigenen Verderben umschlagen, wenn ihnen ein selbstständiger Feldherr entgegentritt, der von den Fesseln der Schule sich loszureissen und den Eingebungen des eigenen hellen Verstandes zu folgen weiss. Von einem Heini Wolleb befehligt, hätten Hotze's tapfere Oesterreicher am 1. Mai 1799 am Luziensteig keine Niederlage erlitten, und von Hotze's sehr geschickten Generalstabsoffizieren geführt, wären am 20. April 1499 Wolleb und seine heldenmüthigen Schweizer bei Frastenz vielleicht geschlagen worden.

Vierter Abschnitt.

Die beiden Schlachten bei Frastenz auf dem Berg und unten am Berg.

Am 20. April „zu Morgens als der Tag anging" setzte sich das eidgenössische Kriegsheer in Bewegung.

Ueber seine Marschordnung geben die Chroniken nichts Näheres an, als dass die Graubündner hinter dem Tross die Nachhut hatten. Diess gab sich von selbst, weil sie von Guttenberg herab kamen. Der Tross war nicht nur gegen ein Nachsetzen des Zusatzes von Guttenberg, sondern auch gegen allfällige Streifparteien vom Schellenberg her zu sichern. Dass er sehr zahlreich war, ist nicht zu bezweifeln; doch mögen sich verhältnissmässig weniger Wagen dabei befunden haben, als bei den Zügen im Hegau, dagegen eine grosse Zahl „Hodelrosse" (Saumpferde). Aller Arten Lebensmittel, welche die Gemeinden ihren Ausgezogenen mitgaben, nicht nur Brot und Fleisch, auch Käs, Ziger, Anken, Habermehl wurde mitgeführt, was alles in Säcke, Kisten, Fässer gepackt war, ferner Zelten,

Kochgeschirre und andere Lagergeräthschaften, auch die schwereren Rüstungsstücke, so lange man nicht dem Feinde im Angesichte stand, und andere Kleidungsstücke des gemeinen Mannes, endlich, wie sich von selbst versteht, wenigstens ein Theil des Pferdefutters. Bei Vergleichung mit andern Zügen jener Zeit sind tausend Pferde das Mindeste, was man für den Tross dieses Heerhaufens annehmen darf. Das Kriegsfuhrwerk im Allgemeinen finden wir unter der Benennnng Reiswägen, die Proviantfuhren als Spyswägen vor. Wie man aber bei unterschlagenen Zeichen zurecht kam, Jedem das Seine zukommen zu lassen, und in welcher Weise allfällige Irrungen und Unregelmässigkeiten beigelegt und gehoben wurden, lässt sich, wenn alles in Frieden und Sanftmuth vor sich ging, schwer errathen.

Mit seinen 2000 Freiwilligen trennte sich Heinrich Wolleb von dem Zuge, „als sie durch die alte Letze auf eine Ebene kamen.“ Wo diese alte Letze zu suchen ist, darüber sind nun die Auslegungen verschieden.

Von den neuern Geschichtschreibern sind Zellweger und Kaiser, besonders der Letztere, mit den Oertlichkeiten bekannt, aber in deren Erklärung nicht ganz deutlich. Zellweger übergeht die alte Letze, innerhalb welcher Wolleb sich abtrennte, mit Stillschweigen und unterscheidet dagegen zwischen einer untern Letze, welche er sich bei Tisis denkt, und der obern, welches die früher vielfach erwähnte, vom Feinde besetzte ist. Die untere Letze lässt Zellweger durch die Eidgenossen erst ersteigen, während Wolleb bereits auf dem Berge Sieger ist. Kaiser hingegen setzt ausdrücklich die alte Letze in die Nähe von Galmist und die neue weiter zurück in die Gegend, wo eine Kapelle steht; mit andern Worten, er bezeichnet die vordere Linie der wahren Letze als die alte und die rückwärtige Linie als die neue Letze. Die Ebene, wo Wolleb sich abtrennte, legt er also in die von uns erwähnte kesselförmige Vertiefung, in den weiten innern Raum der gesammten Schanzen, und diess war auf dem Platze selbst auch unser erste Gedanke, welcher aber alsogleich der Ueberzeugung weichen musste, dass aus den wenn auch noch so schlechten Schiess-

gewehren des Feindes hier kein Schuss verloren gegangen wäre, so dass die Eidgenossen schwerlich vermocht hätten durchzudringen. Zudem sahen wir uns, an den Royenberg hinaufblickend, vergeblich nach einem Punkte um, wo Wolleb, wie wir unten vernehmen werden, seine 2000 Mann halten und beten liess. Allein Kaiser selbst verwandelt weiterhin in der Erzählung der Schlacht die alte Letze in eine vordere und verschweigt gleich Zellweger, dass die Eidgenossen durch jene alte Letze kamen, ehe Wolleb sich dem Berge zuwandte.

In Wieland's schweizerischer Kriegsgeschichte sind, wie es scheint, die zweifelhaften Punkte in etwas allzu kühner Weise beseitigt. Neben der wirklichen Letze ist auf einem artigen Plänchen eine neue rückwärts nächst dem Dörfchen Amerlügen erbaut. Wir bezweifeln, dass dieser Grundriss auf sorgfältige geschichtliche Forschung sich stütze, und glauben vielmehr, der verstorbene tapfere Verfasser habe sich hier als Lehrer der Kriegskunst mit dem Degen in der Faust eine Freiheit herausgenommen, welche einem Geschichtschreiber nicht nachgesehen würde. Anderseits aber gereicht es seinem kleinen Schlachtplan zu nicht geringem Verdienst, dass er die, wie schon erwähnt, erst seit 1550 bestehende Strasse und Illbrücke zwischen Feldkirch und Frastenz ganz richtig weggelassen, und so den Irrthum, welcher auf dem sonst vorzüglichen kleinen Plan des diese Schlacht behandelnden Neujahrstücks Nr. 42 der Zürcherschen Feuerwerkergesellschaft diessfalls sich eingeschlichen, glücklich vermieden hat.

Es unterliegt aber, wie die weitere Erzählung zeigen wird, keinem Zweifel, dass Wolleb die Ersteigung des Gebirges von Blanken aus unternahm. Jene alte Letze müssen wir daher in der Nähe von Schan und des eidgenössischen Lagers suchen. Gegenwärtig will dort Niemand mehr eine Letze kennen. Ein Letzistützli befindet sich nördlich von Vaduz; dieses hätte aber noch innerhalb des eidgenössischen Lagers gelegen und kann daher schwerlich in Betrachtung fallen. Wir erlauben uns, folgende Vermuthung auszusprechen:

Schan gehörte zur Herrschaft Vaduz, Nendeln hingegen,

als nach Eschen kirchgenössig, zur Herrschaft Schellenberg. Diess bestätigt auch Guler's Chronik, indem sie sagt: „Unter Schan geht an das schellenbergisch herrschaftlein, langt bis ob Feldkirch hinab.“ Nun waren zwar zur Zeit des Schwabenkriegs die Herrschaften Vaduz und Schellenberg bereits unter Einem Besitzer vereinigt; allein im vierzehnten Jahrhundert hatte der Eschenerberg den Grafen von Feldkirch-Montfort, Vaduz hingegen den Grafen von Werdenberg zugestanden, welche sich mitunter befehdeten. Es ist also ganz wohl möglich, dass im Jahr 1499 von jenen ältern Zeiten her Reste einer Letze auf der Grenze der beiden Herrschaften bestanden haben, und wohl noch eher einer vaduzischen, als einer schellenbergischen Letze, weil erstere unmittelbar das so nahe an der Grenze liegende Dorf Schan beschützte.

Begleiten wir nun die eidgenössische Umgehungskolonne. Tschudi schreibt:

„Und als sie durch die alte Letze kament uf ein Ebni, da nahm der Hauptmann Wolleb die 2000 Knecht und zog mit ihnen in dem Nahmen Gottes an den Berg, heimlich und still, gar ein ruchen harten Weg durch Studen und Stöck, und der ander Zug (Züg?) unten an dem Berg gegen der Letzi, und als sie eines Theils hinuf kament, stund der Hauptmann Wolleb von sinem Ross ze Fuss und hiess jedermann niderknüwen und beten fünf Paternoster und Ave Maria in das würdig Liden Christi und sin heilig fünf Wunden, dass er durch sin bitter Liden und Sterben ihnen Kraft und Macht geb wider ihre Figend; do stundent sie uf; also hiess er sie wieder niederknüwen, jetlichen drei Paternoster und Ave Maria beten der h. Dryfaltigkeit, dass sie sie wölle halten in ihrem Schirm und nachdem sie ihr Gebet verbrachtent, sprach er: „„Nun heig keiner Sorg, dass es uns numch misslinge oder übel gang und ziechent mir nach in dem Namen Gottes.““ Damit nahment sie den stötzigen Berg für Hand, und hulfent einander daruf wie sie mochtent.“

In dem Dörfchen Blanken hat sich über diesen Marsch der Schweizer, wie Kaiser berichtet, folgende Sage erhalten:

„Uli Mariss ging, Erbsen streuend, voran, und die Schweizer, dieser Spur folgend, kamen auf die Höhe des Berges. Daselbst angekommen, verlangte Uli Mariss den versprochenen Lohn. Da sprach der Hauptmann der Schweizer zu ihm: Kniee nieder, nimm den Hut in die Hand und du wirst ihn erhalten. Solches that Uli Mariss; da schlug ihm der Hauptmann mit dem Schwerte den Kopf vom Rumpfe, dass er in den Hut fiel. So bekam der Verräther den Lohn."

So lächerlich diese Sage in ihren Einzelnheiten sich darstellt, so darf doch wenigstens so viel daraus gezogen werden, dass ein schweizerischer Haufe dort hinaufgestiegen sei. Kaiser lässt diess durch eine kleinere, andere Abtheilung, als diejenige Wollebs, vollziehen, wahrscheinlich aus keinem andern Grunde, als weil er jene alte Letze bei Feldkirch sucht. Allein die einzelnen Umstände von Wollebs Zug über den Berg finden sich durch die Oertlichkeiten von Blanken aufwärts auf's Einleuchtendste bestätigt. Von Blanken geht es grad auf durch den Wald auf die Blankeneralp oder Alp Gravadura. Bis hieher konnte Wolleb reiten, und auf dieser Alp konnte er seine 2000 Mann vereinigen und ein wenig ausruhen lassen. Hier konnte er sie auch anreden und beim Gebete überwachen. Beiläufig scheint es uns, dass die drei Paternoster des zweiten Akts nebenbei zum Zweck hatten, das Nachkommen der hintersten Leute des langen Zuges abzuwarten. Bemerkenswerth ist, was die anonyme Beschreibung hinzufügt: „Und vollbracht er allein auch syn Gebät." Ebenso sagt sie gleich Tschudy: „Also zugent sy den stozenden Berg uff wie sy mochtend," mit andern Worten: die Ordnung löste sich auf und Jeder trachtete für sich, so schnell und so gut wie möglich hinaufzukommen. In der That geht es von der Alp Gravadura steil aufwärts zum Royensattel, „scharf hinauf," bemerkt ein im Bergsteigen geübter Freund, welcher im Herbst 1850 diesen Weg gemacht hat. Anshelm ergänzt: „durch Studen Stöck und Felsen so ruch, dass sie einander mit Spiessen hinuf schieben und ziehen mussten."

Wenn das Joch überstiegen ist, so gelangt man auf die

am östlichen Abhang liegende, den Frastenzern zugehörende Alp Saroja, gewöhnlich das hintere Aelpli geheissen. Zur rechten hat man die Felsengruppen des Prophezeikopfs, die drei Schwestern genannt. Der Fusspfad von Blanken herauf ist kein verborgener. Jedem, der vom vordern Aelpli her an diese Stelle des Royensattels gelangt, muss sich, wie es uns selbst geschah, der Gedanke aufdrängen: „Hier müssen sie heraufgekommen sein.“ Allem Anschein nach waren die 300 Schützen, welche diesen Punkt zu bewachen hatten, kaum eingetroffen, oder dann hielten sie nicht ordentlich Wache. Letzteres würde mit der Sage übereinstimmen, dass die Schweizer zuerst ein Hirte entdeckt und darauf so anhaltend in sein Horn geblasen habe, bis er athemlos niedergesunken sei. Doch lassen wir Tschudi weiter erzählen:

„Und als (die Eidgenossen) jetzt gar nach (nahe) hinuf kament, fiengent die schwäbischen Schützen an so mordlich ze schiessen, dass kein Eidgnoss vormals derglich gehört oder gesechen hat; also trucktend sie sich nieder uf den Herd und liessent das Geschütz über sich us gahn und ruckten nit destminder den Berg an uf allen Vieren, also musstent die Schützen wichen us dem Holz hinter sich gegen den Ihren; also schussent sich by 100 röscher Knecht für, iltend ihnen nach und als sie hindurch kament, stundent die Figend in einer starken guten Ordnung, und griffen die Eidgnossen an; also wahrtent sich die vordersten Stich um Stich, Streich um Streich, ruftent glich hinters: „„Wohl nachen, lieben Eidgnossen,““ damit kam der Truck und wurdent glich bald die zwei vordersten Glied zu Boden gestochen; also nahment sie die Flucht den Berg nieder in der Meinung, zu den Ihren hinter die Letzi zu fliechen. Nun warent die andern Eidgnossen gegen der Letzi truckt und so nach darzu kommen, dass diese alle ihnen grad in die Händ luffent und erschlagen wurdent; dann welicher sich nit im Holz und den Studen verschlug, der ward von denen, so inen vom Berg hinab nachilent, erschlagen; also kament der Schützen und der 1500 Mannen uf dem Berg nit

zweihundert darvon, das der mehr Theil nüt denn Erzknappen warent, und nampt man sie den stächlinen Hufen."

Nach dieser Erzählung waren also die 300 Schützen vom hintern Aelpli durch das Holz nach dem vordern Aelpli zurückgewichen, wo der stählerne Haufe seine Schlachtordnung formirt hatte. Mit Tschudi übereinstimmend, berichtet den Hergang auch die anonyme Beschreibung, doch in Einigem mit etwas mehrerer Bestimmtheit:

„Und als sy (die Eidgenossen) schier hinuf kamendt, da fiengend die schwäbischen Büchsenschützen an zu schiessen, das dergleichen nie gehört ward. Also thruckend sich die Eidgnossen an den Berg und rucktend für und für bis das sy hinuf kamendt. Da musstend die Büchsenschützen hinder sich wichen vss dem Holz, da zugendt die Eidgnossen harnach. Und da die vordersten vss dem Holz kamendt, do warendt die Schwäbischen da in irer Ordnung und griffendt die Eidgnossen an, deren noch nit über 100 warend vss dem Holz. Die rufend: Nachhin, trüwen lieben Eidtgenossen und weertend sich die ersten gägen den Schwäbischen Stich vmb Stich, dann sy gar wol bezügt warend, bis die zweyg vordersten Glid nidergestochen warend. Do namend sy von stund an die Flucht und meintend sy wöltend (zu) den Iren hinder die Letze entrünnen. Da warend die andern Eidtgnossen vnden an den Berg fürzogen vnd was den Berg abfloch, das ward erschlachen. Also yltend Inen die Eidtgnossen nach durch das verfelt Holz nider vnd erstachent sy allenthalben im Holz vnd verlurendt die Eidgnossen nie dhein Mann an der schlacht vnd kamendt der Feinden nit 200 darvon, die sich verburgent vnd verschluffendt.

Bemerkenswerth ist eine Abweichung Anshelms, welche uns in der Vermuthung bestärkt, dass die Eidgenossen nicht eher von dem Feinde entdeckt wurden, als nachdem die Vordersten die Höhe bereits erstiegen hatten. Er erzählt nämlich

„Kament also mit harter Müy hinuf (Wolleb:) hiess sie abermals beten und ermahnts' trostlich, um ungezwyflet Ehr inzelegen. Dann eh dass sie All hinuf zusammen mochtent

kommen, warent der Fienden Büchsenschützen ihr gewahr worden und schussent grülich uf sie. Da duktent sie sich und kruchent uf allen Vieren für und für, untz die Handschützen hattent abgeschossen und die Ihren darzu kament. Drungent da so vast uf die stächlinen Schützen, dass sie hintersich durchs Holz wichent, da ihre fünfzechenhundert stächlin Gesellen in guter stächliner Ordnung stundent, die zu- und anlaufenden Kuhmüler zu empfahen u. s. w." Das Weitere wie bei den Andern.

Fassen wir bei Vergleichung dieser Erzählungen auch die Oertlichkeiten ins Auge, so ziehen wir daraus den Schluss, dass, nachdem ein paar Hundert der behendesten jungen Krieger den Berg erstiegen und das hintere Aelpli erreicht hatten, eine unordentliche (wenn auch durch den Wiederhall an den Felsen der drei Schwestern sehr geräuschvolle) Salve der am Saume des quer über den Weg nach dem vordern Aelpli am jenseitigen Bergesabhang sich hinabziehenden Waldes postirten 300 Schützen jene nicht abhielt, auf die letztern einzudringen und ihnen nach dem vordern Aelpli auf dem Fusse nachzueilen. Hier brachte der Anblick des in Schlachtordnung bereiten stählernen Haufens die jungen Leute zum Stehen. Ihrerseits mögen sie jetzt am jenseitigen Saum des Waldes den Feind mit Schiessen hingehalten haben, bis der Haupttheil von Wollebs Schaar, die nachrückenden, besser gerüsteten langen Wehren vereinigt waren und der „Truck" angehen konnte, dessen Erfolg um so weniger zweifelhaft blieb, als der Feind sich von einem den Vortheil der Stellung inne habenden und auch in der Zahl überlegenen Angreifer überrascht fand.

Dieser Auffassung des Hergangs der Schlacht auf dem Berge steht nun am meisten diejenige Kaisers entgegen, dessen vortrefflichem Werke wir gerade die schätzbarsten Aufschlüsse für diese geschichtliche Arbeit verdanken. Indem er nämlich die alte Letze bei Feldkirch sucht und dennoch der zu Blanken im Volke erhaltenen Ueberlieferung Rechnung trägt, lässt er den stählernen Haufen von zwei Seiten her angegriffen werden, nämlich durch eine Abtheilung, welche von Blanken aus

den Berg ersteigt und den von uns für Wollebs ganzen Haufen bezeichneten Weg einschlägt, und dann durch eine andere, von Wolleb selbst geführte Schaar von 3000 Mann, welche von Fellengatter herauf „durch Dickicht und Stauden dringt, wo nur Mann für Mann sich durchwinden konnte". Sodann fährt er fort:

„Heinrich Wolleb fand tapfern Widerstand; die Tyroler-Bergknappen, die stählerne Schaar genannt, und die Wallgauer wichen nicht. Da erlitten die Schweizer grossen Verlust; ihre Ordnung wankte, sie wandten sich schon zur Flucht, als zur rechten Zeit noch die Schaar, welche Uli Mariss über das Gebirg geführt hatte und bei der sich viele gute Schützen befanden, die Tyroler und Wallgäuer im Rücken fasste. Da sammelte Heinrich Wolleb seine Macht wieder, drang vor, und die Tyroler und Wallgäuer, von allen Seiten angegriffen, wurden nach tapferm Widerstande zersprengt, rückwärts gegen den Tobel gedrängt, oder liefen den Streitern in die Hände, welche über das Gebirg gekommen waren. So wurden die Verschanzungen oben am Berge von den Eidgenossen genommen, und es vereinigten sich nun alle ihre Streithaufen."

Hier sind wir nun im Zweifel gelassen, welche Oertlichkeit mit den Worten „oben am Berge" bezeichnet sein soll. Dachte sich Kaiser den Kampfplatz etwa bei Amerlügen, so müsste Wolleb denjenigen Pfad eingeschlagen haben, auf welchem der eidgenössische Gewaltshaufe nachfolgte, und in diesem Falle stünde Kaisers Darstellung in allzu entschiedenem Widerspruch mit der schlichten Erzählung sämmtlicher Chroniken. Ueberdiess wäre hier der stählerne Haufe kaum vereinzelt geschlagen worden. Auf die ersten Schüsse hätten die königlichen Hauptleute die Gefahr entdeckt und nicht versäumt, kräftige Unterstützung zu leisten, welche in einer halben Stunde zur Stelle sein konnte. Nimmt hingegen Kaiser mit uns an, der stählerne Haufe habe auf dem vordern Aelpli gestanden, so entbehrt seine Darstellung aus militärischen Gründen aller Wahrscheinlichkeit. Wollebs Schweizer hätten hier den steilen Abhang, dessen Erklimmen vom Fellengatter herauf volle zwei

Stunden Zeit erfordert, gegen einen wenn auch nur halb so starken, doch gut bewaffneten Feind in Front erstürmt und diess noch dazu im Angesicht des in der Letze und im Thale aufgestellten Feindes. Das ist rein unmöglich, zumal die Schlacht auf dem Berge nur eine Viertelstunde dauerte. Letzteres erhellt aus dem Schreiben der Luzerner Hauptleute (bei Glutz), welches wir als letztes Belege für unsere Auffassung anführen:

„Nachdem wir Uech geschrieben hant, wie Gutenberg belägert sy, hant wir gewartet alle Ding, wenn man sie entschütten wollt, und so sie nit haben wollen kommen, so sind wir uff Samstag mit der Hülf Gotts hinabgezogen hinter Feldkirch an ein Letzi und 2000 Mann an ein Berg uffhin geordnet, dass sie durch die Letzi hinterbrechen. Und so unser Find das vernommen haben, so haben sie 2000 Büchsenschützen vor uff den Berg geschickt und sind an einander kommen und haben uff ein Viertel einer Stund mit einanden geschlagen und ihnen die Flucht angewunnen und ihnen ein Zahl erstochen. Da sind wir erst in das gross Läger geruckt ...“

Erzherzog Karl in seiner Geschichte des Feldzugs von 1799 rechnet es den Franzosen zum Tadel an, dass sie nicht, diesem Beispiele der alten Schweizer folgend, die Feldkircher Position mittelst einer Entsendung nach dem Saminathale zu umgehen suchten. Es scheint aber der erlauchte Geschichtschreiber über dem Reichthum des ihm zu Gebote gestandenen Stoffes übersehen zu haben, dass sein treuer Hotze die Möglichkeit jenes Unternehmens auch in Betracht gezogen und das hintere Aelpli einem tüchtigen Offizier zur Behauptung übergeben hatte. Von Blanken, wo er anfänglich gestanden, hatte sich Hauptmann Gerbert über die Alpe Gravadura auf den Royensattel zurückgezogen, welches Mann für Mann geschehen musste. Sodann wurde auf dem Kamm des Berges im Laufe von sechs bis acht Tagen ein Laufgraben mit Brustwehr eingeschnitten von 425 Schritt Länge, dessen rechte Flanke durch Verhaue gesichert war; die linke stützte sich an die unersteiglichen Felswände der drei Schwestern. Jeder Vertheidiger erhielt drei Holzklötze von 1½′ Länge, welche er vor sich auf die

Brustwehr legte, um dieselben erforderlichen Falls über den steilen Abhang hinunterrollen zu lassen. Eine solche Vorrichtung hätte wohl auch im Jahr 1499 neben gehöriger Wachsamkeit den Schweizern gegenüber besser gefrommt, als das „gräuliche" Schiessen, wider welches man durch blosses Niederdrucken auf den „Herd" sicher gestellt war.

Bereits haben wir vernommen, wie die vom Berge herabeilenden Flüchtlinge des stählernen Haufens dem eidgenössischen Gewalthaufen am Fusse des Berges in die Spiesse rannten. Wahrscheinlich hat sich der Gewaltshaufe schon bei Nendeln oder dem Rappenwäldli an den Abhang des Berges hinaufgezogen und ist dann dem obern Saum des Verhaues bis Amerlügen gefolgt. Diess scheint auch aus Feer's Erzählung hervorzugehen:

„Da zugent die vigent an ein letzy, was fast stark gemacht die vornen anzegryffen nit ze gewünnen was. Da zugen die eidgenossen uff ein Berg mit 2000 Mann mit der panner von Urseren, dero höptmann was heini wolleb von vrsern, was gar anschlegig. Do zogen die übrigen Eidgenossen auch den iren nach mit allen zeichen vber den Berg, doch nit bas vnden durch ..."

Der Vereinigungspunkt des eidgenössischen Gewalthaufens mit Wolleb's Kolonne kann nicht wohl anderswo, als oberhalb Amerlügen gesucht werden, weil von diesem Dörfchen der Hauptweg nach dem Berge geht und auf diesem Wege die Masse der Geschlagenen und der Sieger herabstürzen musste.

Die Graubündner wurden am Fusse der Letze zurückgelassen. Deren stunden, schreibt Sprecher, eintausend, in drei Truppen abgetheilt, „in einem sumpffächtigen Ort ohnfern von dem Fluss Isen genannt", in guter Ordnung, den Tross verhütend. Den Namen Isen kennt man in Feldkirch nicht. „Eschan" ist der alte Name des Eschenerbaches, welcher von Tisis her das grosse Riet zwischen dem Schellenberg und dem Royenberg durchzieht, und so denken wir uns den Tross bei der Nendlermühle aufgefahren und von den drei ihn hütenden Fähnlein eines rückwärts bei Nendlen zur Deckung gegen

Guttenberg und Eschen, ein zweites bei Galmist und das dritte bei Tisis, oder wenn der Blasenberg, wie zu vermuthen ist, vom Feinde verlassen war, auf dieser Höhe aufgestellt.

In den schweizerischen Chroniken findet sich durchaus keine Andeutung von einem Versuche, die Letze in der Fronte anzugreifen. Pirkheimer hingegen meldet:

„Als die Schweizer den Zugang (in's Wallgau) befestigt und besetzt fanden, theilten sie ihre Schaaren und griffen auf der einen Seite die Verschanzungen an, auf der andern überwanden sie auf geheimen Pfaden die Schwierigkeiten, die ihnen die Oertlichkeit entgegenstellte. Die Besatzung der Schanzen hielt den feindlichen Anfall mannhaft aus und vertheidigte ihren Platz aufs Kräftigste, so dass die Schweizer nicht durchbrechen konnten."

Noch heutzutage, wenn der Feind einem Werke sich nähert, wäre es auch nur in der Absicht, dasselbe zu besichtigen, und er sich, nachdem vielleicht einige Schüsse gefallen sind, wieder zurückzieht, wird dieser Vorfall gerne mit den Worten verkündet: Der Feind griff die Schanze an, wurde aber zurückgeschlagen. In ähnlichem Sinne mag diese Stelle in der im Uebrigen alle Rücksicht verdienenden Darstellung Pirkheimers zu verstehen sein.

Es erforderte nun einige Zeit, bis das eidgenössische Kriegsheer sich vollständig versammelt fand; denn eine Kolonne von 5—6000 Mann hat sich nicht sobald durch einen Wald längs dem steilen Abhang eines Berges hindurch gewunden. Erst jetzt aber, nachdem der Gewaltshaufe und Wollebs Abtheilung vereinigt waren, hatten sie noch den Verhau zu übersteigen.

„Da kament," schreibt Tschudi, „die Eidgenossen wieder zusammen; wiewol der Wald gar fast und wider einander verfällt was, so stigent sie darüber und schluffent dardurch, wie sie mochtent, damit sie oberhalb hinter die Letzi kament, dann die ihnen das wehren solltend, jetzt erschlagen oder verjagt warent."

Alle Uebrigen, namentlich Anshelm und Feer, sagen das Nämliche, und es erhellt daraus, dass der Verhau von der

Letze her in gerader Linie am Fusse des Royenbergs bis zum Saminatobel sich erstreckt hat.

Wir stehen nun am Eingange des zweiten Gefechtsaktes, der Schlacht bei Frastenz im engern Sinne, indess einige Chroniken den ersten Akt als die Schlacht auf dem Lanzengast bezeichnen. So schrieben auch die Zürcher Hauptleute ihren gnädigen Herren: „die zwo schlachten und eerlichen tatten, so wir abermals im oberland getan vnd das veld behept hannd.“ Und die Wallgauer klagen ihrem König: „Also haben wir uff denselben Tag laider zwo Schlachten, aine uff dem Berg und die ander unna am Berg inderhalb der Letzin, die si uns hinderzogen, verloren.“

Ueber den Verlauf dieser zweiten Schlacht geben uns die schweizerischen Berichte nur wenige Anhaltspunkte. Hier ist es unter den uns vorliegenden Quellen hauptsächlich Pirkheimer, aus welchem die nothdürftigsten Aufschlüsse herausgefunden werden können. Das Schlachtfeld, ein weicher Wiesengrund, bildet ein längliches Viereck, dessen lange Seiten beiläufig eine halbe Stunde Weges bei der höchsten Breite von einer Viertelstunde erreichen. Auf der einen langen Seite, der nördlichen, begränzt dasselbe die Ill, an der schmalen Ostseite der in diesen Fluss ausströmende Saminabach. Die beiden andern Seiten umschliesst halbmondförmig das mehrerwähnte Hügelland mit den Bergdörfchen Amerlügen, Fellengatter und der von Frastenz entfernter nach Feldkirch hin gelegenen Letze. Im Thale am Saminabach liegt das Dorf Frastenz in zwei getrennten Gruppen, das obere Dorf mit der Kirche am rechten Ufer, diesseits am linken das untere Dorf.

Bereits sehen wir die Eidgenossen im Besitze der das neue Schlachtfeld umziehenden Höhen mit Ausnahme der seitwärts gelegenen, in ihrer Wirksamkeit, seit sie umgangen ist, wesentlich gelähmten Letze. Wie konnte, so muss man sich fragen, das königliche Heer sich unterfangen, im Thale an den zwei vordern Seiten vom Feinde, an den zwei rückwärtigen von Flüssen umfasst, eine Schlacht anzunehmen? Auf Pirk-

heimer's Darstellung sich stützend, erklärt uns Zellweger die Sache in folgender Weise:

„Die Verbündeten mussten jetzt ihre Stellung verändern. Sie zogen über Gövis an das rechte Ufer der Ill, wo sie die Feinde erwarten wollten. Heini Wolleb mässigte die Kampflust der Eidgenossen, die ungesäumt angreifen wollten. Er rieth ihnen, in gedrängter Ordnung auf der Anhöhe den feindlichen Angriff abzuwarten. Burkard von Knörringen wollte den Kampf ebenfalls nicht beginnen. In seiner vortheilhaften Stellung, vor sich die Ill, angelehnt an die Hügel von Siegberg und Gövis, hätte auch er den Angriff lieber erwartet. Es achtete aber sein kampflustiges Volk der Befehle nicht, setzte über den Fluss u. s. f.“ Das Weitere ganz nach Pirkheimer, dessen Worte wir hier folgen lassen:

(Die Schweizer) „begannen auf der Höhe und einem dominirenden Platze ihre Reihen zu ordnen. Inzwischen kamen die (königlichen) Reiter herangerückt (eine stattliche Reiterei von 400 Pferden, bemerkt er früher), und die Haufen des beiläufig 6000 Mann starken Fussvolkes zogen sich zusammen, welches in den Waffen trefflich geübt, aber auch über die Massen hochfahrenden und übermüthigen Geistes war. Kaum erblickten diese die feindliche Schlachtordnung, so schritten sie zum Angriff vor; allein der breite und tiefe Fluss, welcher von den Bergen herab einem Waldwasser gleich durch das Thal schiesst und den die Anwohner Ill heissen, verzögerte den Anfall. Selbst den Reitern war es kaum möglich, die Heftigkeit des Stroms zu überwinden. Diesen also unternahm das Fussvolk in übermässiger Kampfeslust zu durchschreiten, trotz des Zurufes und der dringenden Bitten der Anführer, dass man nicht so verwegen in den Feind hineinrennen möge, dessen Stärke man noch nicht kenne, sondern dass man diessseits des Flusses in Sicherheit warten möge, bis Alles mit Gewissheit erkundet und einberichtet sei. Allein die Mannschaft schrie, sie wolle den Ihrigen, welche die Schanzen vertheidigten, zu Hülfe eilen, deren dieselben, nach dem starken Schiessen zu schliessen, dringend bedurfte. Bald hatten sie

auch, nicht ohne äusserste Gefahr, die Heftigkeit des Flusses überwunden, sich wieder geordnet, und erwarteten das Herabsteigen des Feindes von den Höhen, wo er sich aufgestellt hatte. Die Reiterei befehligte Burkard von Knörring, Ritter (eques auratus), ein kriegserfahrener Greis. Da es diesem nicht gelingen wollte, das Umgestüm der Mannschaft zu zügeln, und ihm doch die Gefahr augenscheinlich war, so beorderte er beiläufig einhundert Reiter über den Fluss mit der Erinnerung, sich nicht etwa mit dem Feinde zu schlagen, sondern nur jene zurückzuhalten, dass sie nicht weiter vorzugehen wagen; denn schon lag ihm vor Augen, was folgen würde. Die übrige Reiterei stellte er in Schwadronen am Ufer des Flusses auf. Inzwischen sahen die Schweizer, unbeweglich und ruhig, obschon in hergestellter Schlachtordnung, von der Höhe herab dem tollen Unterfangen des Feindes zu, und um diesen noch in seiner Verwegenheit zu bestärken, stellten sie sich furchtsam. Die Stärke ihrer Schaaren hielten sie so viel wie möglich verborgen und zogen sie dermassen zusammen, dass ihrer kaum 10,000 zu sein schienen, indess sie das Gedoppelte dieser Zahl überstiegen. Nachdem dann die Kaiserlichen ein Weilchen abgewartet hatten, dass der Feind in das flache Feld hinabsteigen würde, und sie sahen, wie er unbeweglich und an gesichertem Platze sich hielt, so begannen sie, der Verzögerung überdrüssig, weiter vorzurücken und den Hügel zu ersteigen, und fielen mit grosser Kühnheit und nicht minderer Lebhaftigkeit die Schlachtordnung des Feindes an. Dieser, durch die Zahl seiner Streiter und die günstige Oertlichkeit unterstützt, empfing jene mit Mannesmuth."

So gewiss es nun ist, dass die von Zellweger gegebene Auslegung der feindlichen Vorkehrungen wenigstens dasjenige bezeichnet, was die königlichen Hauptleute hätten thun sollen, und was sie oder vielleicht einige unter ihnen nach Pirkheimer's Darstellung auch thun wollten, so glauben wir dennoch bezweifeln zu müssen, dass diese Frontveränderung rückwärts hinter die Ill wirklich vollzogen gewesen sei und dann erst die Ungeduld des Kriegsvolks eine Rückkehr über den Fluss

und den unbesonnenen Angriff herbeigeführt habe. Der Haupttheil des königlichen Heeres hatte sein Lager hinter Frastenz, ging demnach wahrscheinlich vorerst über den Saminabach vor. Gleichzeitig strömte alles Volk aus den jenseits der Ill gelegenen Gemeinden bei Gövis zusammen, nämlich die Leute aus dem Walserthal, die von Gövis, Sateins, Rankweil, ja von Götzis und weiter unten herauf; denn nach dem Bericht der Wallgauer war auch das Volk der niedern Landschaft, d. h. der Gegend zwischen Feldkirch und Bregenz, bei der Schlacht. Noch war die Letze nicht verloren; mit jener Frontveränderung aber hätte gleichzeitig die Räumung der Letze eintreten müssen, in deren Preisgebung die Masse des bewaffneten Landvolks den Untergang seiner Habe erblickte. Vielmehr lässt sich annehmen, der im Lager gestandene königliche Schlachthaufe sei anfänglich gegen Fellengatter vorgerückt, um die Letze zu unterstützen; dann habe er, als die Schweizer ihm in Flanke und Rücken erschienen, eine Bewegung nach der Ill gemacht, sei aber durch das Heranrücken des zweiten königlichen Haufens vom rechten Ufer herüber bewogen worden, im Thale stehen zu bleiben und im Verein mit dieser Verstärkung den Angriff zu versuchen. Ueberhaupt lässt sich sagen: das Heer war überrascht und befand sich in einer Lage, aus welcher auch heutzutage selbst ein geschickter Feldherr nur mit Truppen von ausgezeichneter Disziplin sich herauszuwinden vermöchte.

Lassen wir nun wieder die schweizerischen Chroniken erzählen:

Tschudi: „Als nun die Eidgenossen hinter die Letzi kament, da hielten der Figenden ob 14,000. in dry Hufen, zween zu Fuss und einer ze Ross in ihr guten Ordnung, mit ihrem Geschütz wohl versechen, wann ob der 1200 Büchsenschützen sich getheilt nebent die zween Hufen gestellt hattent; auch hattent sie ihr Schlangen und Halbschlangen, dessglych Tarris- und Hakenbüchsen vornen in den Spitz verstossen; als nun die Eidgenossen das ersachent, da gedachten sie wohl, dass es erst gelten must, thaten sich gar eigenlich zusammen; damit brachent die Figend uf und zugent ihnen entgegen und da sie in

der Nächi zusammen kament, fiengen die Schwäbischen an, uf sie ze schiessen. Also do der halb Theil abgeschossen, da wütschent die Eidgnossen uf und wolltent angriffen han; do ruft Hauptmann Wolleb: „„Nüt, lieben Eidgnossen, es ist noch nit Zit,““ damit fieng der ander halb Theil auch an ze schiessen und als dieselben auch abgeschussen, da ruft er: „„Nun wolan, lieben Eidgnossen, es ist Zit, ilent uf die Schütz, die zum letzten abgeschossen hand; sie sind wehrlos; wend dann die ersten wieder schiessen, so müssent sie die ihren alsbald treffen als uns.““ Nun was von diesem mordlichen Geschütz ein sölicher Rauch und Nebel, dass sie einandern nit gesechen mochtent, und überiltent sie die Eidgnossen, dass sie nit wieder möchtent ze laden kon; also stachent und schlugent die Eidgnossen so mannlich uf die Figent, dass sie sich nit lang wahrtent, und nament die Flucht us der Letzi über die Ill, dess iltent ihnen die Eidgnossen nach, erschlugent ob drytusend Mann und ertrunkent ihr viel in der Ill. Also runnent ihr etlich gen Feldkirch an den Rechen und der erst den sie hinuszugent, hatt wisse Krütz und was ein Eidgnoss; do hattent sie grosse Freud; aber die andern, deren ob 1300. wurdent usgeländt, waren alles Lanzknecht, desshalb ihr Freud in kurzem ze Truren verkehrt ward; verlurent die Eidgnossen an dem ersten Angriff und dem Schlachen uf dem Berg nie dhein Mann, und an dem nachgehenden Schlachen kament ihrent nit meh denn 11 Mann um, unter denen Heini Wolleb, der Hauptmann von Uri auch einer was, der sich des Tages gar ehrlich hielt und von gemeinen Eidgnossen grosslich geklagt ward. — Als dieser Sieg behalten, die Noth erobert und die Eidgnossen zween Feldstrit Eins Tags gethan hattent, knüwetent sie abermals nieder, seitent Gott dem allmächtigen Lob und Dank der grossen Gnaden, zugent demnach in die starken Letzi, da sie ob 500 Stuck Büchsen fundent, klein und gross, unter denen warent fünf grosser; derer schanktent die Eidgnossen zwo die besten Herrn Ulrich von Sax, Fryherr, der sich des Tages gar ehrlich und wohl mit ihnen hielt; der liess sie gen Forsteck führen, da er der Zit sesshaft was. Es wurdent auch

da funden Spis(-) und Züg(-)Wägen, Wehr, Harnisch und allerhand Guts, so man in dem Feld und einem Lager han söll, auch etlich gar hübscher Gezelt, deren eins, was nagelneu und stund der von Feldkilch Schild daran, gen Zürich geführt ward und der grossen Büchsen eine darmit. Es wurdent auch da gewunnen 5 Fähndli."

Obschon etwas kürzer gehalten, enthält die anonyme Beschreibung einige den Kampf besser verdeutlichende Wendungen:

„Da hielten die Feind in drygen Hüffen, wol 14,000. in guten Ordnungen vnd hattend ob 1200 Büchsenschützen. Do das die Eidgnossen sachend, do stundent sy still vnd machtend ir Ordnung vnd warttendent biss sy bass zusammenkemindt dann sy wol sachendt, das es erst recht gälten musst. Do das die Schwäbischen sachend, das die Eidtgnossen mit ihr Pannern dahär zugendt, do zugendt sy innen entgegen vnd als ir Büchsenschützen meintend zu treffen, do schussent sy so gmeinlich (grewlich?) das nit zu sagen ist. Also thrucktend sich die Eidtgnossen zu der erden vnd liessendt das Geschütz ob innen hingan, vnd do sy halb abgschussendt, do woltend die Eidtgnossen an sy hin. Do ruft Heini Wolleb: nit lieben Eidgnossen, es ist noch nit Zit. Do stundent sy all still in iren Ordnung. Do fieng der ander Halbtheil auch an zu schiessen glych als wann der Tonnder schlug und mocht man den huffen vor dem Rauch nit sechen. Do sprach der Hauptmann Wolleb: Nun wolan im Namen Gottes es ist Zyt. Also trungend sy gegen den Fyenden vnd stachend mit iren Spiessen so durstig gägen innen, das die Schützen nit mehr möchtend zu schiessen kommen vnd weertend sich nit lang sonder namend die Flucht uss der gar guten und starken Letzi über die Yll. Do yltend innen die Eidtgnossen noch mit throuwen schlachen, stechen, würgen und metzgen, das sy ob den 3000 Mann erschlügendt, vnd ertrunkend irer vil, deren ob 300 zu Veldkirch an dem rächen funden wurdent vnd verlurendt die Eidtgnossen einliff Mann, darunder der Hauptmann Heini Wolleb

ouch einer was, der von gmeinen Eidtgnossen träffenlichen beclagt ward."

Das Weitere dieser Beschreibung stimmt mit Tschudi überein. Irrig ist beigefügt, es habe jede der eroberten 5 Büchsen 12½ Zentner gewogen; diess war vielmehr das gesammte Gewicht dieser fünf Stücke.

In der Hauptsache, namentlich in allen Zahlen, stimmt Anshelm mit Tschudi überein; nur folgende Abweichung scheint uns beachtenswerth:

„Drucktent also gegen einander in guter Ordnung und da die Küngischen meintent ze treffen, liessents ein grosse Kart uf d'Eidgnossen ab. Do hattent sie sich niederduckt, und als der Donder verging, wolltens im Rauch uf und dran syn gewitscht. Da ruft der Hauptmann Wolleb: Nit, nit, lieben Eidgnossen, lasst noch ein Schutz fürgan und dann so gryffent gschwind und verfangklich die Wehrlosen an. Indem liessent d'Feind noch einen grössern Donderschlag und Hagel uf sie hingahn; also dass sie vermeintent, d'Eidgnossen sölltint zerschossen und zerstäubt syn, dann kein Theil den andern vor'm Rauch des grossen Schiessens gesehen mocht."

Von diesem zweiten Schuss oder wohl richtiger dieser Salve lässt er auch den Hauptmann Wolleb fallen und dann das Handgemeng eintreten. Das Wort Kart erklären Anshelms Herausgeber mit Karthaune; aber abgesehen davon, dass es nach der damaligen Beschaffenheit der Strassen und Wege kaum möglich war, eine Viertels-, geschweige eine ganze Karthaune (48Pfünder-Kanone) auf die Letze zu bringen, so hätte der Rauch eines einzigen Kanonenschusses auch nicht das ganze feindliche Heer verhüllt. Sollte es vielleicht heissen Karch, und wenn diess, was uns unbekannt, wirklich ein altes Wort ist, wäre es nicht gleichbedeutend mit Lage, Décharge? Karchbüchsen nämlich nannte man solche, bei denen etliche Läufe neben einander lagen, auch Orgelgeschütz genannt, eine Spielerei, welche sich in den ersten Zeiten einer verbesserten Artillerie verloren hat. Bei diesem Anlass erinnern wir, dass

häufig die Chroniken von Geschütz reden, ohne damit etwas Anderes, als Feuergewehr im Allgemeinen bezeichnen zu wollen.

Wenn aber Tschudi ausdrücklich Schlangen, Halbschlangen und Tarrisbüchsen erwähnt, welche der Feind vornen in den Spitz seiner Ordnung verstossen habe, so unterliegt diese Angabe zuversichtlich einer wesentlichen Ermässigung. Nach dem ganzen Verlauf und dem Ausgang der Schlacht zu schliessen, befand sich bei dem königlichen Heere kein anderes grobes Geschütz, als die von den Eidgenossen eroberten 5 Stücke, folglich weder Schlangen noch Halbschlangen; denn diese schiessen 4—8pfündige Kugeln, indess, wie wir oben bemerkten, die Röhre der eroberten Geschütze nur 2 bis 3 Zentner wogen, was 1½ bis 2 Pfund Eisengewicht der Kugel zulässt. Hätten uns nun seine Schlangen nicht misstrauisch gemacht, so würden Tschudi's Tarrisbüchsen eher unsere Aufmerksamkeit erregen; denn allerdings schliesst das angegebene Gewicht der Rohre nicht aus, dass jene eroberten Geschütze Tarrisbüchsen waren. Der aus der böhmischen Sprache stammende Name soll darauf hindeuten, dass aus diesen Büchsen mit Eisen zugespitzte Pfähle geschossen wurden. Darress nannte man noch später die aus ähnlichen Pfählen zusammengesetzten sogenannten spanischen Reiter. Das Schiessen solcher Pfähle war aber wahrscheinlich längst vor dem Schwabenkriege abgekommen und durch Hagel ersetzt worden, bestehend aus kleinen Kugeln und Bruchstücken von Eisen aller Art. Gesetzt nun, es seien wirklich solche Tarrisbüchsen vor der feindlichen Fronte aufgefahren gewesen, so müsste diess auf den Schluss leiten, dass das Geschütz in der Letze umgewendet und den Eidgenossen entgegengeführt worden sei, ja dass der eine feindliche Schlachthaufe nicht vom Thal herauf, sondern von der Letze her ihnen entgegengerückt wäre, oder dass das königliche Heer bei seinem Angriffe den linken Flügel versagt hätte, um sich zunächst mit der Besatzung der Letze zu verbinden. Diesen Punkt aufzuklären und zugleich die Frage zu beantworten, ob schon während der Schlacht der eidgenössische linke Flügel von Fellengatter her die Letze erstürmt habe,

dürfte kaum möglich sein, indem die Angaben der Zeitgenossen zum Theil sich widersprechen, zum Theil desshalb verworren sind, weil die Einen unter dem Namen Letze die wirklichen Schanzen, die Andern hingegen das Ganze der feindlichen Stellung begreifen. So Bullinger, da er schreibt: „Sobald Heini Wolleb wider zum Gwalthuffen kam, da trungen sy mit einandern durch die Letze; die das erwehren sollten, waren erschlagen.“ Hier ist unter der Letze der Verhau verstanden. Sprecher geht noch weiter, indem er erzählt: „Die Schanzen und gemachte Bollwerk seind ohne Arbeit bemächtiget und eingenommen worden. Allda die übrigen Kaiserischen, so in zwei Schlachtordnungen gestanden .. sigloss geschlagen wurden.“ Dagegen schreiben die Luzerner Hauptleute:

„Da sind wir erst in das gross Läger geruckt und zween gross Hufen gefunden, die hant uns ein grossen Widerstand than bis uff zwo Stund, und hat uns Gott der Allmächtig gehulfen, dass sie auch die Flucht genommen hant, und haben wir sie uss der Letzi gejagt an ein Wasser heisset Ill, und hant ihnen bis uff 3000. getödt, erstochen und ertränkt und haben darzu ihnen dry Fähndli gewunnen und liegen jetzt hinter der Letzi im Allgäu uff der Finden Land.“

Auch Pirkheimer gibt uns den gewünschten Aufschluss nicht; dagegen vereinigt sich seine den gebildeten Krieger verrathende Darstellung mit der schon mitgetheilten aus der anonymen Beschreibung des Schwabenkrieges, um den im Eingang unserer Arbeit aufgestellten Satz zu bestätigen, dass die Fechtart der Landsknechte zu Fronsperger's Zeiten, wie uns dieselbe sein Kriegsbuch aufbewahrt hat, schon zur Zeit des Schwabenkrieges in Uebung war. Pirkheimer fährt also fort:

„Es entstand also eine gewaltige Schlacht; von beiden Seiten wurde hartnäckig gefochten und viel Blut vergossen; alles wiederhallte von dem Donner der Geschütze, dem Geschrei (des Volkes) und dem Getöse der Trommeln. Unter den Schweizern war ein äusserst kühner und kriegserfahrener Mann, Namens Heinrich Wolleben. Dieser besann sich nicht,

sein Haupt dem Vaterland zu weihen. Er ergriff eine längere Streitaxt oder sogenannte Halbarte, schob sie quer unter die feindlichen Speere, drückte diese in die Höhe und hielt, die Feinde am Gebrauch der Speere verhindernd, so lange damit an, bis er von vielen Wunden durchbohrt die Kräfte verlor und sterbend zur Erde sank. Dort wurde also die Schlachtordnung der Kaiserlichen am stärksten erschüttert. Die Reiter inzwischen sahen ruhig der Schlacht zu, nicht bloss weil sie die Befehle ihres Anführers befolgten, sondern weil man die ganze Grösse der Gefahr einsah, den Abhang zu ersteigen und an einer so ungünstigen Stelle zu fechten." (Folgt nun die Geschichte eines Reiters, der sich vorwagte und von seinem Knechte gerettet wurde.) „Inzwischen dauerte die Schlacht fort; man focht mit äusserster Anstrengung, und die Kaiserlichen wichen nicht, bis Alle, welche in erster Linie fochten, gefallen waren. Als dann die Uebrigen entdeckten, dass sie nicht nur in der Fronte gedrängt, sondern allmälig auch auf den Flanken umringt wurden, so zogen sie sich nothgedrungen ein wenig zurück. Wie die Schweizer diess wahrnahmen, wurde ihr Angriff heftiger (acrius signa intulerunt). Diesen Stoss hielten die Kaiserlichen nicht länger aus und wandten sich zur Flucht, wiewohl dabei nicht die Vordern, sondern die Hintern den Anfang machten. So flohen sie geradewegs dem Flusse zu, warfen sich blindlings in denselben und wurden vom Strudel fortgerissen und ersäuft, so dass nicht weniger von der Gewalt des Wassers aufgerieben, als in der Schlacht selbst getödtet wurden. Kaum sahen diess die Schweizer, so rückten sie bergabwärts und liessen die Vordern in geöffneten Reihen die Fliehenden verfolgen; ihr Haupttheil folgte in geschlossener Ordnung. Als die Reiter diess bemerkten, sahen sie sich ebenfalls zur Flucht genöthigt; sie gingen durch den Fluss und schlossen sich dem übrigen Haufen an. Aber die Verfolgenden nicht zufrieden, die Feinde über den Fluss entfliehen zu sehen, schickten sich an, mit verschlungenen Armen, um der Gewalt des Wassers nicht zu unterliegen, ihrerseits den Fluss zu durchschreiten, und schon hatten

Einige das jenseitige Ufer erreicht, als auf Befehl der Führer die Stimme des Herolds sie zurückrief. Sie besorgten nämlich, von der Reiterei umringt zu werden. Alsogleich dem Befehl gehorchend, vertrauen sie sich wieder dem Strudel an und kehren wohlbehalten zu den Ihrigen zurück. Die Reiter sahen es und zogen in Stille gegen Feldkirch ab. Das war der Ausgang eines so unbesonnenen Unternehmens. Die Zahl der Vermissten konnte übrigens nicht berechnet werden, weil nicht weniger im Flusse ertrunken, als in der Schlacht gefallen sind."

In dieser werthvollen Schilderung mögen einzig die Umstände von Wolleb's Tod irrig sein und auf einer Verwechslung mit einem andern tapfern Kriegsmann beruhen. Denn diejenigen Schweizerchroniken, welche sie ebenfalls in dieser Weise mittheilen, mögen wohl alle später sein und Pirkheimern nachgeschrieben haben, so z. B. Sprecher, welcher an einer andern Stelle sich auf Pirkheimer's Werk ausdrücklich beruft. Alle schweizerischen Zeitgenossen des Schwabenkrieges lassen Wolleb von einem Schusse fallen. Vorzüglich schön und ganz nach dem Wesen eines ächten Feldherrn sind seine letzten Augenblicke von Anshelm überliefert:

„Da ward der trostlich Hauptmann Wolleb, als er ufrecht die Ordnung wollt behalten, tödtlich geschossen; hiess sich abweg legen und ermahnt d'Eidgnossen streng, sie sölltint trostlich ohn sin Achtung fürfahren, die Sach wäre gewonnen. Wünscht ihnen Glück und gnadet, und verschied hiemit nit ohn Lob noch Leid der ganzen Eidgnossschaft, deren er oft als ein unrüwiger frecher Kriegsmann Lob und Leid hatt' zugfügt."

Auch Lenz sagt in seinem Gedichte ganz einfach:

Heini Wolleben, der kun tegenn
Ward erschossen in der Zyt
An diesem löblichen eerlich stryt.

Wie es scheint aus handschriftlichen Quellen, gibt Kaiser einige die bisherigen Darstellungen der Schlacht ergänzende Züge. Heinrich Wolleb und Ulrich von Sax haben im ersten Glied des Schlachthaufens gestanden; Letzterer sei aber in's

dritte versetzt worden. Ebenso schreibt Zellweger: „Wollebs Verlust zu ersetzen, eilte der tapfere Freiherr von Sax in die vordersten Reihen; die Soldaten drängten ihn aber zurück, um nicht in ihm abermal einen geliebten Hauptmann zu verlieren.“ Ferner wird in Kaiser's Quellen der Widerstand der Wallgäuer belobt, welche „sich dermassen hielten, dass die Eidgenossen selber gestanden, sie hätten in all' ihren Kriegen, so in hundert Jahren geschehen, solchen Widerstand nie gehabt. Da waren viel alte, ehrbare Männer mit grauen Haaren und Bärten, die stunden als die Stöcke und wehrten sich trostlich. Es wollte ihnen aber nicht gelingen und sie konnten nicht obsiegen.“ Wie sich die Schlacht ungünstig angelassen habe, seien die Knechte aus dem Etschland über den Saminabach einem Tannenwald hinter Frastenz zugeflohen. Die Besatzung von Feldkirch hätte einen Ausfall unternehmen und den Eidgenossen in den Rücken fallen können, „wenn sie frischer gewesen wäre.“

Fassen wir nun die verschiedenen Darstellungen der zweiten Schlacht zusammen, so geben sie uns ungefähr folgendes Bild:

Nach der Vereinigung des eidgenössischen Gewalthaufens übernahm Heini Wolleb, der Sieger vom Berge, thatsächlich den Oberbefehl und liess, nachdem der Verhau zurückgelegt war, in der Gegend von Fellengatter aufmarschiren. Es wurde nun, was Bullinger ausdrücklich bemerkt, abermals gebetet, eine Handlung, welche neben dem geistlichen Zweck auch den militärischen begreifen konnte, das Volk sich sammeln zu lassen und so lange in Ruhe zu erhalten, bis die Führer sich umgesehen und ungestört ihre Entschlüsse gefasst hatten. Dem Schlachthaufen gewährten die wellenförmigen Vertiefungen des Geländes zum Theile eine verdeckte Stellung, welche sie besonders gegen das Feuer der Letze sicherte, von woher sie während ihres Aufmarsches beschossen wurden. Der Angriff auf die Letze musste verschoben bleiben, weil man der feindlichen Hauptmacht die Flanke blossgestellt hätte und weil der Feind ohnehin selbst im Begriffe stand anzugreifen. Wirklich drang derselbe gegen die Anhöhen von Fellengatter an; seine

Schützen des einen Flügels liefen auf und gaben ihre Salve ab. Schon wollten die Schweizer den Rauch benutzen, um auf den Feind loszustürmen, als der „kriegsberichte" Feldherr sie erinnerte, dass noch die Salve des andern Flügels abzuwarten sei. Diese erfolgte und unverzüglich schritten die Eidgenossen zum Angriff. In eben diesem Augenblicke fiel Wolleb. In geschlossener Ordnung stürmten die Schweizer bergabwärts; sie hatten den Vortheil des Bodens. Der Feind wich fechtend bis ins Thal. Schon hatte er viele Leute verloren, als sein linker Flügel sich abtrennte und über den Saminabach entfloh. Dadurch wurde den Eidgenossen Gelegenheit verschafft, sich zur Rechten auszudehnen und den Feind an die Ill zu drücken. Einige Reisige, welche wider Befehl auf dieses für sie ungünstige Gelände vorgegangen waren, zogen nun durch den Fluss zurück. Durch diesen Anblick, sowie durch die Ueberflügelung erschreckt, begann der hintere Theil der feindlichen Ordnung sich aufzulösen, und einige Unsicherheit zeigte sich auch in den vordern Reihen. Jetzt öffnete sich die Ordnung der Eidgenossen, und aus dem Innern des Haufens brach mit wildem Geschrei „throuwend" das jung und arm Volk mit den Schlagwehren hervor und vollendete den Sieg mit einer furchtbaren Schlächterei. In unordentlicher Flucht trachteten die Feinde über und durch den Fluss zu entrinnen, stiessen sich aber vom Steg hinunter, wofern er nicht brach, oder drängten sich von den Fuhrten ab, so dass Viele ertranken. Mittlerweile stürzte ein Theil der Eidgenossen auch der Letze zu, deren Besatzung nach Feldkirch zu entweichen suchte; allein diese Flüchtigen kamen nach Sprecher's Angabe „den Pündtnern in die Hände und wurden also hinnen und vornen übel getruckt".

Was Pirkheimer von dem Beginnen einiger Schweizer erzählt, die Flüchtlinge durch die Ill nach dem jenseitigen Ufer zu verfolgen, welches aber durch die Hauptleute im Hinblick auf die in geordneter Stellung verharrende feindliche Reiterei abgestellt worden sei, verdient alle Rücksicht; denn aus Schilling's und Etterlin's Chroniken erhellt wenigstens so viel, dass

man jene Reiter ruhig abziehen liess. „Da was wol noch," schreiben sie, „ennend dem Wasser ein reisiger Züg, der vast zu den Eidgenossen schoss, sy wolltend ir aber nit warten." Diese Reiter und ihr Anführer, welchen alles Lob gebührt, traf begreiflicher Weise der Tadel der Menge. Eine solche Stimme hat Kaiser in sein reichhaltiges Werk aufgenommen: „Da hat Nigg von Brandis neben der Brücke jenseits der Ill auf einer Wiese mit seinen Reisigen gehalten, zugesehen, auch etwas aus Büchsen geschossen, und die frommen ehrlichen Leute lassen erschlagen, ertrinken und zu Grunde gehen, als dann die grossen Hansen thun, die vil Krieg brauchen und wenn es an ein Treffen geht, sich an einen Ort weit hinten stellen und sich davon machen."

Nigg von Brandis ist derjenige Edle, welcher wenige Wochen zuvor dem tapfern Glarner Wala das Leben rettete, ja ihm für sein Wohlverhalten Brief und Siegel ausstellte und ihn ohne Entgeltniss entliess. Wenn nun über solche Männer eine solche Sprache geführt wurde, so ist sich nicht zu verwundern, dass der Adel den Bauern misstraute. Gegründeter scheint uns der Vorwurf, welcher der Besatzung von Feldkirch ihres unthätigen Zuschauens wegen gemacht wird; wahrscheinlich aber war sie zu schwach, um gegen die 1600 Bündner etwas zu unternehmen, und dann war es ein wirklicher Fehler, dass man die Besatzung für einen solchen Ausfall nicht gleich anfangs gehörig verstärkte.

Zu einer Schlachtbeschreibung gehört auch die Angabe des beidseitigen Verlustes, wobei derjenige des Siegers ein Mass liefert für den Widerstand des Besiegten. Die Zahl der umgekommenen Feinde geben die meisten Schweizerchroniken auf 3000 Erschlagene und 1300 Ertrunkene an, so dass die 300 Ertrunkenen der anonymen Beschreibung wohl auf einem Schreibfehler beruhen mögen, noch viel eher bei Feer der auf 9000 angegebene Gesammtverlust. Die Luzerner Hauptleute schätzen denselben mit Inbegriff der Ertrunkenen auf 3000. Die Zürcher, welche in einem ersten (leider nicht mehr vorhandenen) Schreiben gemeldet hatten, sie haben ob den 1000

erschlagen, berichtigen ihre Angabe mit den Worten: „so wir beide veld und waldstatt ergangen haben, finden wir ob den 2000.“ Wenn man nun in den feindlichen Berichten (bei Kaiser) liest, dass nächst einem Steg über ein Wasser, muthmasslich dem Göviersteg über die Ill, allein 800, nach andern Aussagen 1100 umgekommen oder ertrunken seien, dass in der Schlacht überhaupt aus dem Wallgau allein 500 Mann umkamen, so darf die Angabe der Hauptleute so ziemlich als der Wahrheit gemäss angenommen werden. Wenige neuere Schlachten mögen auf einem so beschränkten Raume solch' ein Leichenfeld enthalten, und setzen wir die Zahl der Ertrunkenen selbst Pirkheimers Aeusserung zuwider auf 6—800 herab, so bietet dieser Leichenfloss auf der zwischen den Felsen eingeengten Ill am Rechen zu Feldkirch der Einbildungskraft ein grauenvolles Bild dar, zumal da man liest, dass ein Theil der Leichen bei Tosters aus dem Wasser gezogen wurde, dass man also genöthigt war, den Rechen theilweise zu öffnen und jene Leichen durch die Käpfe hinabzulassen.

Dagegen „einliff“ todte Eidgenossen, welche Zahl nur Feer, aber auch bloss um einen zwölften, vermehrt. Von diesen Gebliebenen finden wir neben Wolleb genannt: in Feer's Chronik den Landweibel von Schwyz, Hans Küri (Konrad N.?); in Stadlin's Chronik Hans Bochsler von Zug aus der Stadt; in Businger's Unterwaldner Geschichte Uli Gerig von Altnacht und Thomas Wirz von ob dem Wald. Es ist aber bereits angedeutet worden, dass, um den gegenseitigen Verlust in den Schlachten der alten Zeit zu würdigen, in die Waagschaale des Siegers auch seine Verwundeten zu legen sind, indess diese bei dem Besiegten zum grössten Theile dem Tode verfielen. Die Eidgenossen sollen nach einer schweizerischen Quelle Kaisers „60 übel wund Geschlagene“ gehabt haben. Genannt fanden wir nur Hans Feer, Burger von Luzern, „ward übel durch ein Schenkel geschossen.“ Im Schreiben der Luzerner Hauptleute heisst es im Allgemeinen: „und haben (wir) einen grossen Schaden empfangen an verwundten Leuten; doch so hant wir von Luzern keinen Mann verloren, doch so

ist Heini Wolleben umkommen und der Grossweibel von Schwyz. Gott der sy ihnen gnädig.“ Wären von den 8—9000 Eidgenossen nur 60 Mann schwer verwundet worden, so würde hier schwerlich von einem grossen Schaden an verwundeten Leuten gesprochen. Nach Nördlingen schrieb Georg von Emmershofen, es seien 7—800 Eidgenossen umgekommen, „die noch auf der Wahlstatt liegen.“ Bemerkenswerth ist auch, was der wackere Schulmeister Lenz in seinem Gedichte ganz im Widerspruche mit den andern Schweizerchroniken meldet, Einer von Glarus habe ihm gesagt, es seien bei vierthalbhundert Eidgenossen gewesen.

„die tod waren zu der Stund
Und dartzu viel worden wundt.
Die totten tet man begraben
Ins gewicht (geweihete Erde)
Die verwundten fur man heim,
Die Lantsknechten bliben uff der statt,
Weiss nit, ob man's begraben hat.“

Wie lassen sich diese Widersprüche lösen? Wir neigen uns zu der Ansicht hin, es seien nur namhafte, bekannte Leute aufgezählt; Alles aber, was man in der damaligen Sprache als „arm, schlecht Lüt“ oder gar als „verloffen Volk“ bezeichnete, unbeachtet gelassen worden, oder auch es sei je den Gesellen einer Herrschaft oder Gemeinde überlassen geblieben, den Bericht ihres Verlustes nach Hause zu bringen.

Die Siegeszeichen bestanden in den mehrerwähnten 5 Geschützen. Sie finden sich abgebildet in einer alten Chronik auf der Stadtbibliothek Zürich (Msc. B 65) mit folgender Angabe von Gewicht und Mass:

2 Strittbüchsen von Lindau, jede von 3 Zentner und 7 Spangen Länge. Diese sind die dem Freiherrn von Sax geschenkten.

Ferner:

1	Strittbüchse	von	3	Zentner	und	6	Spangen	Länge,
1	„	„	2	„	„	6	„	„
1	„	„	2	„	„	5	„	„

sodann 500 Haken. Diese Zahl ist sehr klein im Verhältniss zu derjenigen der Schützen des feindlichen Heeres und seiner Erschlagenen. Entweder wurden nicht alle erbeuteten Haken, wie es sich gebührte, an „ein gemeine Büt" gelegt, oder, was uns das wahrscheinlichere ist, es waren bei jenen Schützen sehr viele mit blossen Armbrusten. Der weitern Beute ist schon gedacht worden.

Alter Sitte gemäss verweilten die Sieger drei Tage auf der Wahlstatt, „ob jemand käme den Sieg zu rächen." Diese Uebung widerstreitet so sehr dem Grundsatze, in der nachdrücklichen Verfolgung des geschlagenen Feindes die Benutzung des Sieges zu suchen, dass uns dieselbe als ein Zugeständniss für den gemeinen Mann, eine Erholung oder Erlustigung nach strenger Arbeit erscheint, welche wohl in den Augen der eigenen Hauptleute als ein nothwendiges Uebel angesehen sein musste, vielleicht um so strenger darauf halten zu können, dass in der Schlacht selbst Keiner mit Plündern sich versäume. Es wurde ein Dankgebet gehalten, man begrub die eigenen Todten, zog die feindlichen aus, trug die Beute zusammen und vertheilte sie. Uebel erging es während solcher drei Festtage den umliegenden Ortschaften, nach welchen die Sieger Ausflüge machten. Das leidlichste Loos, das sie treffen konnte, war eine vollständige Ausraubung. Diese erfuhren auch die Ortschaften jenseits der Ill. Gövis, Satteins u. a. m. mussten all' ihr Rindvieh und ihre Pferde hergeben.

Bei diesem Anlass lässt eine Sage den Uli Mariss seinen Lohn bekommen, nicht in der Art, wie früher erzählt worden, dass er den eigenen Kopf in seinem Hute auffing, sondern dass die Eidgenossen auf dem Steg zu Gövis einen solchen Haufen schwerer Beutestücke ihm über den Hals geworfen haben, dass er darunter erstickt sei. Denkt man sich die Rohheit der damaligen Kriegsgesellen, wie sie uns von Zeitgenossen vielfach geschildert wird, so entbehrt diese Sage keineswegs der Wahrscheinlichkeit.

Von jener Sitte, den Sieg auf der Wahlstatt zu feiern und darüber die Verfolgung des Feindes zu versäumen, hat sich

ein letzter Ueberrest bis auf unsere Zeit hinab in einigen Armeen erhalten, bis man endlich zur Ueberzeugung gelangte, dass Tedeum, Parade, Gratulationsvisiten und Bankette besser nach beendigtem Feldzuge und in des Feindes Hauptstadt, als auf dem Schlachtfelde in einem Augenblicke stattfinden, dessen Benutzung über den Ausgang des ganzen Krieges entscheiden kann.

Es erfolgte darauf die zweite Unterwerfung des Wallgaus mit dem bekannten, jedenfalls ergreifenden Auftritte, welcher in einer spätern Zeit vielfach in Liedern und Bildern gefeiert worden ist als ein Zeugniss für den frommen Sinn und die Menschenfreundlichkeit unserer Väter. Wenn nun die einen Chroniken erzählen, wie beim Anblick der Weiber und Kinder der erschlagenen Feinde, welche, durch einen Priester mit der Monstranz geführt, des ergrimmten Siegers Gnade anflehteten, „mennig Eidgenossen mit inen uss Mitlyden herzlich weintent," und dagegen der aufrichtigere Anshelm berichtet, die Eidgenossen haben „unwirslich" den Priester mit dem Sakrament als ungebührlich Handelnden „ze Hand" aufzustehen geheissen, und dann auf gehaltenen Rathschlag jenen Leuten unter ernster Vorhaltung alles Vorhergegangenen die Begnadigung zu einer Brandschatzung angekündigt, so können füglich beide Erscheinungen neben einander Platz finden. Dass die Bitte der Unglücklichen keine überflüssige war, ersieht man aus dem Schreiben der Zürcher Hauptleute:

„Als nun wir das Land wallge widerumb gewunnen vnd ingnommen vnd in meinung waren, das gantz zu verbrennen vnd ze schloitzen, begerten die armen lüt sy zu brandschatzen. Uff sölich ir beger auch in Betrachtung diewil vns Gott der allmechtig so vil glücks vnd sig verlichen ist, möcht vns abgestrickt vnd entzogen werden, so wir mit armen lüten nit erbermd vnd mitliden hetten, also durch vil derglich vrsachen, och zu lob Gott dem Herren, damit vnd er vns wytere vnd mer glücks verlichen welle, haben wir sy vmb 8000 Gulden gebrandschatzet, die sy vns uff Martini vnd Ostern nechstkommen vsrichten söllen, darvmb sy vns 10 Man in unsren

Gwalt geben haben, ouch mit der glüpt, dz sy in Wärung des Kriegs nit wider vns syn söllin."

In Beziehung auf dieses letztere Bedingniss führen die Wallgäuer das gerade Gegentheil an. Ihrer Aussage gegen den König zufolge haben sie die Brandschatzung zugesagt, damit die Eidgenossen und Graubündner „das Land was inderhalb Veltkirch ligt bis an Arlenberg und an Pathenna (Patne) in Jarsfrist nit prennen noch roben söllen; aber wir mogen si wol roben, verprennen, erstechen vnd verderben wie und wo wir mugen." Wohl ganz richtig bezeichnet Zellweger dieses letzte Anhängsel als einen blossen rückhaltigen Gedanken; dennoch besagt es wenigstens ausdrücklich, dass sie ein Versprechen, still zu sitzen, nicht geleistet haben. Von dem zürcherischen Berichte weicht derjenige der Wallgäuer auch darin ab, dass sie als ersten Zahlungstermin Jakobi statt Martini angeben. Vielleicht ist der Vertrag nur mündlich und mit kurzen Worten abgemacht worden.

Diese Brandschatzung, welche nach unsern jetzigen Werthverhältnissen eine Summe von Fr. 140,000 vorstellen mag, wurde späterhin auf die beim Kampfe betheiligten Sieger nach der Kopfzahl vertheilt und brachte auf den Mann 36 Schillinge, wofür man damals kaufen konnte, was man jetzt mit Fr. 15—16 bezahlt. Ueberdiess erhielt jedes der 7 Orte fl. 22½. Die Gesammtsumme, welche vertheilt wurde, stieg nahe an fl. 9000, weil noch andere Brandschatzungen dazu geschlagen wurden. Beinahe wäre im folgenden Jahre wegen der Anstände, welche die Zahlung erlitt, ein neuer Krieg ausgebrochen. Die Betroffenen glaubten durch den Frieden die Brandschatzung aufgehoben, weil Artikel 7 desselben ausdrücklich dieses ausspricht; aber die Eidgenossen hatten sich durch einen Separatvertrag deren Bezahlung verbürgen lassen, indem jener Artikel nur zu Ehren der königl. Majestät, welche übrigens die Bezahlung zugesichert habe, so aufgesetzt worden sei.

Inzwischen war auch die Letze nach Tschudi „zerbrochen und geschlissen", nach Anshelm „zerrissen und verbrannt" worden. Darauf, am vierten Tage nach der Schlacht, zog das

eidgenössische Kriegsheer wieder auf Schan. Daselbst wurde im Rathe ermehret, dass nebst einer Anzahl Mannschaft von Graubünden, Appenzell und Sargans von jedem der 7 Orte 100 Mann vor Guttenberg bleiben sollten. Auf Zug brachte diess die Hälfte seines Fähnleins, wesshalb dessen Hauptmann seinen Willen kund gab, „nit keinen der sinen" zurückzulassen. Auch die Länder wollten nicht länger im Felde bleiben, und diejenigen 100 Zürcher, welche ihr Hauptmann zum Bleiben befehligte, waren ebenfalls der Meinung, „mit dem Zeichen wieder heim als sy ufgezogen sind, ze kommen." Wolle nun die Obrigkeit jenem Abscheid (wegen der 100 Mann) statt thun, „so mogen Ir," schreibt der Hauptmann, „ander hundert usnehmen und hinuff fertigen. Doch was üwers willens," fügt er mildernd hinzu, „lassen uns wissen."

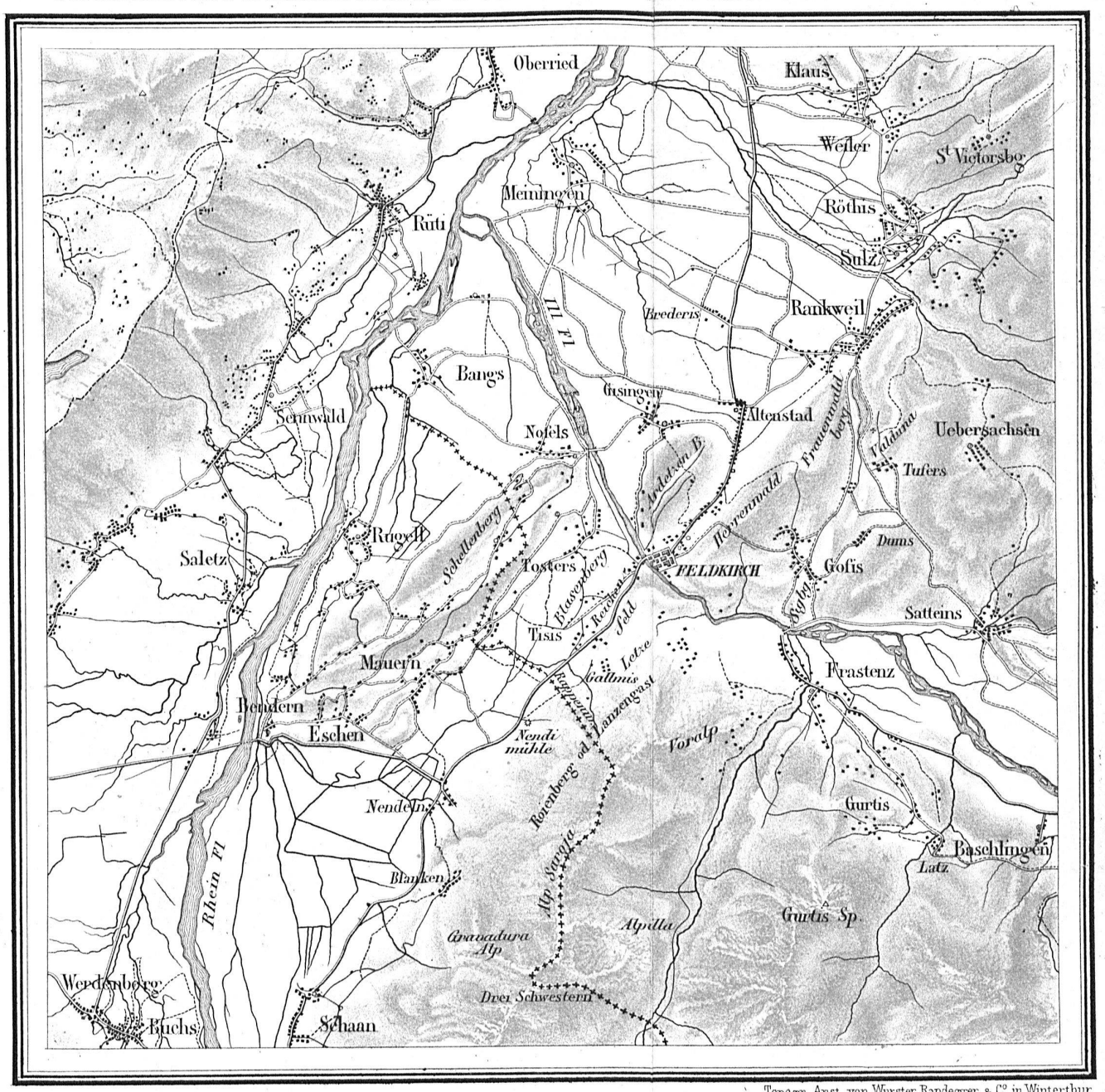
In unserer Zeit mag es befremden, wie bei einer solchen Wirthschaft die Früchte selbst so glänzender Siege, als desjenigen bei Frastenz, nicht völlig verloren gingen, ja wie es überhaupt nur möglich war, solche Siege zu erfechten. Es ist aber zu berücksichtigen, dass bei dem Feinde die Unordnung wo möglich noch grösser war, und dass er überdiess weniger kriegserfahrene Mannschaft in seinen Reihen zählte, als das eidgenössische Heer. Bei aller Zuchtlosigkeit in des Letztern Feldlagern fanden sich dann doch am Tage der Schlacht diese rohen Massen durch den jedem Einzelnen neben der angebornen Vaterlandsliebe inwohnenden gesunden kriegerischen Sinn zum Gehorsam angespornt, welchen das vorleuchtende Beispiel der grossen Zahl erfahrner Krieger aufrecht hielt, bei denen dieser militärische Gehorsam auf die in Schlachten erworbene Ueberzeugung von dessen Nothwendigkeit und belohnenden Wirkungen sich gründete. Nur in dieser Weise vermögen wir uns jene staunenerregende Ueberlegenheit der alten Schweizer über ihre Feinde auf dem Schlachtfelde noch in jener Zeit zu erklären.

Aehnliche Gedanken haben auch einen neuen österreichischen Schriftsteller, Meynert, geleitet, indem er von der Schlacht von Frastenz folgenden Umriss gibt:

„Der vor Guttenberg stehende Gewalthaufen der Eidgenossen, 7000 Mann stark, rückte in das Wallgau, klomm über die Gebirge und umging die feste Stellung bei Frastenz an der Ill. Das königliche Corps soll zwar 14,000 Mann gezählt haben; aber es bestand fast nur aus aufgebotenem kriegsunkundigem Landvolk. Desshalb setzte es sich auch gegen die wüthend einstürmenden Helvetier wenig zur Wehre, stäubte auseinander und liess 10 Kanonen und 500 Feuerröhren in den Händen der Feinde."

So kurz das Ereigniss mit diesen Worten Meynert's abgethan ist und so verschieden auch die Bilder sind, welche in diesem Rahmen ihren Platz ansprechen, so scheint uns als blosser Umriss diese Darstellung ziemlich richtig. Wir haben zwar oben vernommen, wie Wallgauer Berichte die Schuld der Niederlage von dem Landvolke abwälzen. Ja, sie fügen hinzu, dass aus Gövis selbst die Weiber an der Schlacht Theil genommen haben, indem man, wie Merkle in seiner Geschichte des Vorarlbergs berichtet, von daher ihr Recht ableitet, „das Rosenkranzgebet in der Kirche anfangen zu dürfen, was sonst überall von den Männern geschieht." Jedenfalls aber darf die Schlacht bei Frastenz zu denjenigen gezählt werden, welche ein Belege liefern zu dem bekannten Spruche eines militärischen Schriftstellers des alten Roms, dass in jeder Schlacht es nicht so fast die Zahl und die rohe Tapferkeit, als vielmehr die Kunst und Uebung sind, welche zum Siege führen.

ÜBERSICHTSKARTE zu der SCHLACHT bei FRASTENZ im Jahr 1499.



Topogr. Anst. von Wurster, Randegger & Cº in Winterthur.

Massstab $\frac{1}{100000}$.

0 ⅛ ¼ ½ ¾ 1 Schweiz. Stund

Leere Seite
Blank page
Page vide